

Aus
Natur und Geisteswelt

— 530 —

Geschichte der neueren Zeit IV

W. Plakhoff

Europäische
Geschichte

im Zeitalter Ludwigs XIV
und des Großen Kurfürsten



— ◆ —
Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

530. Band

Europäische Geschichte
im Zeitalter Ludwigs XIV
und des Großen Kurfürsten

Von

Prof. Dr. W. Blashoff



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 1921

Vorwort.

Den Auftrag zu dem vorliegenden Bändchen erhielt ich während des Krieges, geschrieben ist es im Jahre 1919. Die ausländische Literatur konnte nur bis 1914 herangezogen werden. Auf Wunsch des Verlages, der für seine Sammlung ein besonderes Bändchen über die nord- und osteuropäische Geschichte im Zeitalter Karls XII. und Peters des Großen plant, ist diese nur so weit berücksichtigt worden, als es zum Verständnis der ganzen Epoche notwendig erschien.

Bonn, 10. März 1921.

Walter Plathoff.

ISBN 978-3-663-15438-9 ISBN 978-3-663-16009-0 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-663-16009-0

Schutzformel für die Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright 1921 by Springer Fachmedien Wiesbaden

Ursprünglich erschienen bei B.G. Teubner in Leipzig 1921.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	5
I. Die großen Mächte zu Beginn des Zeitalters Lud- wigs XIV.	7
Der Aufstieg Frankreichs: Heinrich IV., Richelieu, Maza- rin, S. 7. Der französisch-spanische Krieg 1648—1659 und der Pyrenäenfriede, S. 11. Die englische Revolution, S. 12. Das Protektorat Oliver Cromwells, S. 16. Der englisch- niederländische Gegensatz, S. 17. Die Navigationsakte und der erste englisch-holländische Krieg (1653/54), S. 18. Das Emporkommen Schwedens, S. 19. Der Nordische Krieg 1655—1660, S. 20. Das französische Allianzsystem, S. 22. Frankreichs Hegemonie in Europa, S. 22.	
II. Ludwig XIV. bis zum Frieden von Nymwegen (1679).	23
Die Persönlichkeit und der Absolutismus Ludwigs XIV., S. 23. Innere Reformen, S. 25. Colbert und sein Pro- gramm S. 26. Das französische Heer, S. 27. Die soziale Schichtung, S. 28. Aufschwung von Kunst und Wissen- schaft, S. 28. Versailles, S. 29. Die Ziele der Außen- politik, S. 30. Der Devolutionskrieg, S. 31. Der Angriff auf Holland, S. 32. Verlauf des Krieges, S. 34. Der Friede von Nymwegen, S. 35.	
III. Das Deutsche Reich und die Reunionen	36
Deutschlands Niedergang, S. 36. Das Geistesleben, S. 37. Die Zerstückung des Reiches, S. 38. Die Territorien, S. 39. Der neue Fürstentypus, S. 40. Die französischen Sub- sidien, S. 41. Frankreich und das Kaisertum, S. 41. Der Rheinbund, S. 42. Kaiser Leopold I., S. 42. Allmähliche Abkehr der deutschen Fürsten von Frankreich, S. 43. Die Reunionen, S. 44. Der Türkeneinfall von 1683, S. 45. Der Regensburger Stillstand (1684), S. 46.	
IV. Der Große Kurfürst. Die Begründung des öster- reichisch-ungarischen Staates	46
Der brandenburgische Partikularismus, S. 46. Jugend und Anjänge Friedrich Wilhelms, S. 48. Die Erwerbungen von 1648, S. 48. Die Machtpolitik des Kurfürsten, S. 49. Ständekämpfe, stehendes Heer und Steuerreform, S. 50. Die auswärtige Politik, S. 52. Die Erwerbung der Sou- veränität in Preußen, S. 53. Stellung zu Polen, S. 53. Der niederländische und Schwedenkrieg, S. 54. Der Friede von St. Germain und das Bündnis mit Ludwig XIV., S. 55. Kolonial- und Seemachtspläne, S. 56. Langsame Abwendung von Frankreich und Bündnis mit Österreich,	

	Seite
§ 56. Bedeutung Friedrich Wilhelms, §. 57. Der Kaiser und Ungarn, §. 58. Der Türkenkrieg bis 1687, §. 58. Der Reichstag von Preßburg, §. 59. Leopold I. und der Aufstieg des Hauses Oesterreich, §. 59.	
V. Die englische Revolution von 1688. Wilhelm III. von Oranien	60
Die Restauration, §. 60. Karl II. und die Kämpfe mit dem Parlament, §. 61. Anschluß an Frankreich, §. 62. Die Kriege mit Holland und die überseeische Expansion, §. 62. Jakob II., §. 61. Wilhelm von Oranien. Seine Fahrt nach England, §. 63. Sturz Jakobs II. und die „declaration of rights“, §. 64. Wilhelm III. und das Parla- ment, §. 65. Die Aristokratie, §. 66. Wirtschaftliche Ver- hältnisse, §. 67. Wissenschaft und Kunst, §. 67. Der eng- lisch-französische Gegensatz, §. 68.	
VI. Der Koalitionskrieg gegen Ludwig XIV. (1688—1697). Das Ende des Türkenkrieges und die polnische Königswahl von 1697	69
Niedergang der französischen Hegemonie seit 1683, §. 69. Der gallikanische Streit, §. 69. Die Aufhebung des Edik- tes von Nantes, §. 70. Der pfälzische Erbfolgestreit, §. 72. Die Kölner Wahl, §. 73. Der Angriff auf Deutschland, §. 74. Ursprung und Verlauf des Koalitionskrieges, §. 75. Der Friede von Rijswijk, §. 76. Kaiserliche Siege in Ungarn und der Friede von Karlowitz, §. 77. Die Wahl Augusts des Starken in Polen, §. 78.	
VII. Der Spanische Erbfolgekrieg	78
Verfall Spaniens, §. 78. Die Erbfolgefrage, §. 79. Der Teilungsgedanke und das europäische Gleichgewicht, §. 80. Die Partageverträge und das Testament Karls II., §. 82. Der Ausbruch des Krieges und die Große Allianz, §. 83. Der Seekrieg, §. 85. Niederlagen und Friedensanträge Ludwigs XIV., §. 85. Englands Abfall von der Koali- tion, §. 87. Die Friedensschlüsse von Utrecht und Rastatt, §. 88. Ihre Bedeutung und Folgen, §. 89.	
VIII. Der Nordische Krieg (1700—1720). Von Ludwig XIV. zu Friedrich dem Großen	90
Der Nordische Krieg, §. 90. Zusammenbruch Schwedens, Aufstieg Rußlands, Preußens und Hannovers, §. 92. Die Wittelsbacher, §. 94. Türkenkrieg 1716—1718, §. 95. Höhepunkt der österreichischen Macht, §. 95. Nachspiele des Erbfolgekrieges und Pragmatische Sanktion, §. 96. Der polnische Erbfolgekrieg, §. 96. Preußen unter Friedrich Wilhelm I., §. 97. Herausziehen einer neuen Epoche, §. 100.	
Literatur	102
Namenregister	104

Einleitung.

Das Jahr 1648 bezeichnet einen Einschnitt in der neueren Geschichte. Mit dem Westfälischen Frieden schließt das Zeitalter der Religionskriege ab. Der Riesenkampf zwischen Reformation und Gegenreformation war unentschieden geblieben und hatte keiner Partei den vollen Sieg gebracht; die Einheit der abendländischen Christenheit war unwiderruflich gesprengt. Gewiß hat der konfessionelle Gegensatz noch lange, bis ins 18. und 19. Jahrhundert hinein, auf die Politik und die Beziehungen der europäischen Staaten einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausgeübt, aber zu einem Austrag mit den Waffen ist es nicht mehr gekommen. Katholiken und Protestanten fanden sich mit der Glaubensspaltung ab und entsagten der Hoffnung, die Welt erobern und das andere Bekenntnis auszrotten zu können. Nicht aus Toleranz, wie wir sie heute verstehen, sondern aus Erschöpfung und aus der Erkenntnis, daß eine Fortsetzung des Ringens undurchführbar war und ganz Europa dem Verderben preisgeben mußte. Das religiöse Element tritt jetzt, wie Ranke bemerkt, zurück, „die politischen Rücksichten beherrschen die Welt“.

Auch das 17. Jahrhundert steht, wie das 16., unter dem Zeichen des weltumspannenden, weltzerteilenden Gegensatzes zwischen Habsburg und Frankreich. Aber während bis gegen 1600 Spanien der Mächtigere und der Angreifer gewesen war und das Abendland seinem Gebot unterwerfen wollte, sind die Rollen nunmehr vertauscht. Die Monarchie des katholischen Königs hatte sich verblutet, Österreich war durch Türken und Ungarn gehenmt, Frankreich dagegen stieg unter Heinrich IV., Richelieu und Mazarin immer höher empor. Statt von einem

habsburgischen sehen sich die europäischen Staaten jetzt von einem bourbonischen Universalreich bedroht. Treffend legt eine Flugschrift auf Richelieus Tod dem Kardinal die Worte in den Mund: „Ich habe der Welt gezeigt, wie das spanische Zeitalter dahinsank und das Säkulum Frankreichs wiederkehrte.“

Im Bunde mit Frankreich und im Kampf gegen Habsburg waren Schweden und die Republik der Niederlande in die vorderste Reihe der europäischen Mächte getreten, jenes dank Gustav Adolf, diese durch den Unabhängigkeitskrieg, ihre Flotte und ihren Handel. Als Erben der Hanse hatten die Holländer den Ostseehandel an sich gebracht, sie hatten sich in Indien, in Amerika und Afrika festgesetzt und sich in der kurzen Spanne von zwei Menschenaltern zur ersten Kolonial- und Handelsmacht der Welt aufgeschwungen, nicht nur die älteren Rivalen Portugal und Spanien, sondern auch das durch die Revolution gebundene und zerrissene England überflügelnd.

Die wirtschaftlichen Gesichtspunkte erlangen jetzt eine immer wachsende Bedeutung in der inneren und äußeren Politik. Die Staaten erstreben neben territorialer Ausdehnung wirtschaftliche Machterweiterung, Kolonialbesitz und Seegeltung, Handelsgröße und Autarkie. Hand in Hand damit geht die Zusammenfassung aller Kräfte im Innern, die Zentralisation der Verwaltung und die Begründung der Staatseinheit. Alle diese Tendenzen führen auf dem Festland zur Aufrichtung des Absolutismus. Und das allgemein anerkannte, mehr oder minder nachgeahmte Vorbild ist das Frankreich Ludwigs XIV.

Auch in kultureller Hinsicht hat es das unbestrittene Übergewicht. Seine Sprache wird zur Weltsprache, seine Literatur beherrscht Europa. Französischer Geschmack, französische Mode und Lebenshaltung sind überall tonangebend. Nicht bloß für Frankreich, für die gesamte europäische Geschichte bildet das Zeitalter Ludwigs XIV. eine Epoche.

I. Die großen Mächte zu Beginn des Zeitalters Ludwigs XIV.

Die stolze Höhe, die Frankreich im Zeitalter Ludwigs XIV. einnimmt, hatte es in wenig mehr als zwei Menschenaltern nach tiefem Fall erklommen. Als das Haus Bourbon 1589 das Erbe der blutbesudelten Valoisdynastie antrat, war das Königtum nur noch ein Spielball der inneren Parteien, das Land durch die unaufhörlichen Religions- und Bürgerkriege zerfleischt und zerrüttet, nach außen aller Macht und jedes Ansehens beraubt. In 21jähriger Regierung hat der erste und größte Bourbon auf dem Thron, Heinrich IV., hierin völlig Wandel geschaffen.

Von vornherein erblickte er seine Aufgabe darin, sein Reich innerlich zu einen und ihm in Europa die alte Machtstellung wiederzugewinnen. Bei dem völligen Chaos konnte das nur Schritt für Schritt geschehen. Es kam dem König zustatten, daß das Bündnis der katholischen Großen mit Spanien und das Trachten Philipps II., Frankreich in seine Universalmonarchie einzubeziehen, das französische Nationalbewußtsein aufgepeitscht hatten. Nachdem er zum Katholizismus, zu dem sich die überwiegende Mehrheit seines Volkes bekannte, übergetreten war, konnte er die ganze Nation zum Kampf gegen den äußeren Feind aufrufen und dessen weit eingedrungene Heere allmählich aus dem Lande vertreiben. In dem Frieden von Verbins (1598) mußte Philipp II. alle Eroberungen herausgeben, sein Bundesgenosse, der Herzog von Savoyen, behielt zwar 1601 die Markgrafschaft Saluzzo, aber unter Verzicht auf die Rhonelandschaften Bresse und Bugey. Damit war das Herzogtum wiederum ein Stück aus Frankreich hinausgeschoben, beide Rhoneufer von Genf an waren jetzt französisch.

Gleichzeitig mit dem äußeren Frieden wurde auch der innere wiederhergestellt durch das Edikt von Nantes (1598). Es ist ein Kompromiß zwischen den widerstreitenden Verpflichtungen, die Heinrich IV. gegenüber der katholischen Majorität und seinen ehemaligen Glaubensgenossen hatte. Der Katholizismus blieb Staatsreligion, den Hugenotten wurde Gewissensfreiheit, die Ausübung ihres Kultus an bestimmten Plätzen, der Zu-

8 I. Die großen Mächte zu Beginn des Zeitalters Ludwigs XIV.

tritt zu allen Staatsämtern und auf acht Jahre die Belassung ihrer Sicherheitsplätze verbürgt. Sie erlangten hiermit eine weitgehende Toleranz. Ob das Edikt dauernden Bestand haben würde, war freilich bei der feindseligen Haltung des Volkes gegen die Calvinisten von Anfang an zweifelhaft.

Die folgenden Friedensjahre benutzte der König, um die ungeheuren Schäden der Kriegszeit zu heilen und die völlig ruinierten Finanzen in Ordnung zu bringen. Das ist vor allem das Verdienst Maximilians von Bethunes, des späteren Herzogs von Sully. Durch systematische Sparsamkeit, durch Erweiterung des Umterkaufes, der sogenannten „Paulette“, und durch die Förderung von Landwirtschaft, Industrie, Handel und Gewerbe gelang es ihm, nicht nur einen Teil der Schuldenlast abzutragen, sondern auch den Staatsschatz anzufüllen. Erst damit und mit der Reform des Heeres wurde Frankreich wieder ein entscheidender Machtfaktor in der europäischen Politik. In Sullys Memoiren ist bekanntlich Heinrich IV. der Plan zugeschrieben worden, durch die Begründung einer das Abendland umfassenden „christlichen Republik“ den ewigen Frieden heraufzuführen. Wir wissen heute, daß dieser „große Plan“ eine Erfindung und Fälschung ist. Der nüchterne Realpolitiker auf dem Thron gab sich nicht solchen phantastischen Träumereien hin, er trieb eine rein national-französische Politik. Den großen Widersacher sah er nach wie vor in Spanien, das den französischen Staat im Süden, Südosten und Nordosten — von Roussillon, der Freigrafschaft und den Niederlanden aus — umklammerte und das Streben nach der Universalmonarchie auch nach dem Tode Philipps II. nicht hatte fallen lassen. Als nach dem Erlöschen des jülich-klevischen Herzogshauses die Habsburger Anstalten machten, dessen Lande an sich zu reißen, war Heinrich entschlossen, eine solche Machterweiterung des alten Gegners nicht zuzulassen und seiner Festsetzung am Niederrhein mit den Waffen entgegenzutreten. Diesem Zweck diente sein Bündnis mit der deutschen Union. Durch seine jähe Ermordung am 14. Mai 1610 wurde der Ausbruch des großen Krieges, der ganz Europa in seine Kreise ziehen mußte, noch einmal hinausgeschoben.

Die für seinen minderjährigen Sohn Ludwig XIII. eingesetzte Regentschaft der Königin-Witwe Maria von Medici verließ die von ihm eingeschlagene antispánische Politik, suchte vielmehr engsten Anschluß an den katholischen König. 1612 ward eine Doppelvermählung zwischen den beiden Höfen vereinbart: Ludwig XIII. heiratete die älteste spanische Königstochter, seine Schwester den Infanten. Wenn die Regierung sich damit einen Rückhalt gegen innere Unruhen zu verschaffen gedachte, so erwies sich diese Hoffnung als trügerisch. Infolge der Günstlingswirtschaft am Hofe und der Schwächlichkeit des Königs erhoben sich die Großen schon bald, die 1614 einberufenen Generalstände verfolgten nur egoistische Standesinteressen und wurden schnell wieder aufgelöst, der Bürgerkrieg entflammte aufs neue. Aus der europäischen Politik schied Frankreich für ein Jahrzehnt so gut wie aus, das Werk Heinrichs IV. schien umsonst getan zu sein. Da kam eben durch den Kampf der Adelsfaktionen der Mann empor, der es fortführen sollte: Armand du Plessis, Kardinal von Richelieu.

1624 ernannte ihn der König zum Vorsitzenden des Königlich-Rates, später zum Prinzipalminister und damit zum allmächtigen Leiter der gesamten inneren und äußeren Politik. 18 Jahre lang, bis zu seinem Tode, hat der Kardinal diese Stellung gegen alle Widerstände, aber auch mit allen Mitteln zu behaupten gewußt, die Königin-Mutter, der er seinen Aufstieg größtenteils verdankte, mußte vor ihm ins Ausland flüchten. Er war ein rücksichtsloser Herrenmensch, der sich mit fürstlichem Pomp umgab, aber als höchstes Ziel steckte er sich nicht die Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes, sondern das Interesse und die Macht des Staates.

Die unerläßliche Vorbedingung dazu war die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung im Lande, und sie konnte bei dem Parteigeist der Großen nicht anders gesichert werden als durch die Aufrichtung der absoluten Königsgewalt und die Beugung aller Stände unter ihre Autorität. Darum räumte der Kardinal mit der politischen Sonderstellung des hohen Adels auf, darum zerschlug er in heißen Kämpfen die politisch-militärische Organisation der Hugenotten, die einen Staat im Staate bildeten, ohne ihre Glaubensfreiheit anzutasten. Die

10 I. Die großen Mächte zu Beginn des Zeitalters Ludwigs XIV.

Selbständigkeit der Provinzial- und Stadtverwaltungen ward beschnitten, die Aufsichtsrechte und Kontrollorgane der Regierung wurden vermehrt. Zur Machtentfaltung nach außen benötigte Frankreich neben dem Heer einer starken Marine, „denn“, heißt es in Richelieus politischem Testament, „nie darf sich ein großer Staat in die Lage bringen, eine Beleidigung zu empfangen, die er nicht erwidern kann“. Und ohne Flotte war Frankreich, wie sich immer wieder zeigte, gegenüber England wehrlos. Deshalb schuf der Kardinal im Atlantischen Ozean und im Mittelmeer eine ansehnliche, der spanischen ebenbürtige Flotte. Dadurch, daß er sich 1626 zum Chef des Seewesens und Handels ernennen ließ, brachte er beide in organische Verbindung. Der Seehandel galt ihm geradezu als eine Dependenz der Seemacht. Zu den älteren Kolonien in Kanada und Madien traten jetzt in Westindien St. Christoph, Barbados, Guadeloupe und Martinique hinzu, ferner die Küste von Guyana und als zukunftsreichste von allen das Fort St. Louis an der Senegalmündung. Gewiß erforderten Heer, Flotte und Kolonisation große Ausgaben und eine Erhöhung der Steuerlast, aber aus dem aufblühenden Handel wurde auch steigender Gewinn erzielt. Und vor allem: erst die militärische und maritime Rüstung ermöglichte es dem Kardinal, seine außenpolitischen Pläne durchzuführen.

Entschlossen lenkte er wieder in die Bahnen Heinrichs IV. ein, ja er ging noch darüber hinaus. Er wollte nicht nur die habsburgische Hegemonie in Europa zertrümmern und die Vorherrschaft Frankreichs an ihre Stelle setzen, sondern zugleich seinem Lande die „natürlichen Grenzen“, d. h. die Pyrenäen-, Alpen- und Rheingrenze erringen. 1629 legte er dem König das Programm vor, „Pforten sich zu bauen und zu öffnen, um in die Nachbarstaaten eintreten und sie vor der spanischen Unterdrückung bewahren zu können. Zuerst müsse man daran denken, sich in Metz stark zu machen und wenn möglich bis Straßburg vorzurücken, um einen Eingang nach Deutschland zu gewinnen“. Die Gelegenheit dazu bot der große Krieg, der seit 1618 Deutschland und Europa durchtobte. Bis 1629 war Richelieu durch die inneren Wirren gebunden. Aber wie er alle Gegner Habsburgs, Protestanten und Katholiken, mit Verspre-

hungen und Geld ermunterte und unterstützte, so griff er auch schon in diesen Jahren ein, wenn die Lebensinteressen Frankreichs auf dem Spiele standen. 1624 rettete seine Waffenhilfe das von Spaniern und Österreichern bedrohte Graubünden vor dem Untergang, 1629 zog er selbst zu Felde, um das erledigte Herzogtum Mantua nicht den Habsburgern in die Hände fallen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit erwarb er für Frankreich Pinerolo. Offen in den Krieg trat er erst ein, als nach dem Tode Gustav Adolfs die Nördlinger Schlacht 1634 den Österreichern das Übergewicht in Deutschland verschaffte und gleichzeitig die Generalstaaten Neigung zu einem Frieden mit Spanien zeigten. Zunächst mußten die französischen Truppen Lehrgeld bezahlen, in der Schule Bernhards von Sachsen-Weimar wuchsen die großen Heerführer heran, die seine Eroberungen im Elsaß und am Oberrhein behaupteten und erweiterten. Infolge der 1640 ausbrechenden Empörung in Katalonien und Portugal konnte der katholische König auch in seinem eigenen Lande angegriffen werden. Den Ausgang des Krieges hat Richelieu nicht mehr erlebt. Er starb am 4. Dezember 1642, bald nach ihm (Mai 1643) sein König, der den Minister zwar nicht liebte, aber gewähren ließ. Für seinen erst vierjährigen Sohn Ludwig XIV. übernahm wiederum die Mutter, die Spanierin Anne d'Autriche, die Regentschaft, in engstem Einverständnis mit dem Italiener Giulio Mazarini, den Richelieu als seinen Nachfolger empfohlen hatte.

Gegen ihre Herrschaft verband sich der Hochadel mit den Parlamenten, d. h. den obersten Gerichtshöfen, die ihre Rechte auszuweiden und das Königtum zu beschränken suchten. Diese sogenannte Fronde erfüllte noch einmal, von 1648—1653, das Land mit dem Bürgerkrieg. Der Hof ward zum Verlassen der Hauptstadt, Mazarin zur Flucht nach Deutschland genötigt. Jedoch die Gegensätze zwischen den Empörern, das hochberätherische Bündnis der Großen mit dem Landesfeind Spanien und die Bedrückung des Landes verhalfen schließlich Mazarin zum Siege. Die letzte Auflehnung gegen den Absolutismus der Krone war niedergeschlagen.

In der äußeren Politik setzte Mazarin das Werk Richelieus fort und erntete die Früchte von dessen Erfolgen. Der West-

12 I. Die großen Mächte zu Beginn des Zeitalters Ludwigs XIV.

fälische Friede brachte Frankreich die Souveränität über die seit 1552 in seiner Hand befindlichen Bistümer Metz, Toul und Verdun sowie den Gesamtbesitz des Hauses Österreich im Elsaß. Damit hatte es die Oberrheinlinie erreicht und dazu mit dem rechtsrheinischen Breisach und dem Besatzungsrecht in Philippsburg zwei wichtige Ausfallstore nach Deutschland gewonnen. Aber nur mit der österreichischen, nicht mit der spanischen Linie der Habsburger kam der Friede zustande. Da der katholische König sich Mazarins Bedingungen nicht fügen wollte und von der Erhebung der Fronde einen Umschwung des Kriegsglücks erhoffte, ging das Ringen in Flandern und Italien, an den Pyrenäen und in Katalonien weiter. Indes die Entscheidung ward dadurch bloß verschoben, nicht mehr umgestoßen. Der Pyrenäenfriede von 1659 besiegelte die spanische Niederlage und das Übergewicht Frankreichs. Zwar nicht die gesamten spanischen Niederlande, aber das Artois und Abenez fielen dem Sieger zu. Die Erwerbung von Roussillon sicherte seine Südgrenze, die Behauptung von Pinerolo den Zugang nach Italien. Das Mezer Gebiet wurde um Diedenhofen erweitert, das Herzogtum Lothringen, das sein Geschick an Spanien geknüpft hatte, unter französische Vormundschaft gestellt. Dazu errang Mazarin für seinen jungen König die Hand der ältesten Tochter Philipps IV., der Infantin Maria Theresia. Da die spanische Habsburgerdynastie nur noch auf wenigen Augen stand, eröffneten sich Ludwig XIV. die glänzenden Ausichten. Der märchenhafte Gedanke einer Vereinigung der lateinischen Welt unter seinem Zepter tauchte am Horizont der französischen Politik auf.

Indes Frankreich hatte den Endsieg nicht allein der eigenen Kraft zu danken, sondern ebensosehr der Isolierung Spaniens, der Bindung Ost- und Nordeuropas durch den Nordischen Krieg und dem Eingreifen Englands.

Das Inselreich hatte sich unter der Königin Elisabeth (1558 bis 1603) zum Führer der protestantischen Staaten emporgeschwungen, im siegreichen Kampf gegen Spanien war die britische Weltstellung und die britische Seemacht begründet worden. Die Zeit der Stuarts brachte einen schweren Rückschlag. Zwar wurden mit der Thronbesteigung Jakobs I., des Sohnes

der Maria Stuart, England und Schottland zum erstenmal und für immer dynastisch zusammengeschlossen, und die Kolonisation Nordamerikas wurde erst jetzt durch die Auswanderung der Puritaner und königliche Landschenkungen planmäßig in Angriff genommen, aber im Innern brach schon bald ein tödlicher Konflikt zwischen Königtum und Parlament aus, der auch auf die äußere Stellung Englands zurückwirkte. Jakobs Streben nach Erweiterung der monarchischen Gewalt, seine hiermit verknüpfte Vorliebe für die bischöfliche Kirchenverfassung, seine Strenge gegen die Puritaner, sein Entgegenkommen gegen die Katholiken und die Annäherung an die katholischen Mächte Frankreich und Spanien riefen im Lande eine schnell anwachsende Erbitterung hervor. Ihr Sprachrohr wurde das Parlament, das schließlich dem König das Recht bestritt, die bisher unbewilligt erhobenen Hafenzölle, das sogenannte Pfund- und Sonnengeld, selbständig zu erhöhen. Ein Ausgleich wäre möglich gewesen, wenn Jakob seine äußere Politik nach den Wünschen des Volkes eingestellt hätte; aber gerade hier duldete er keine Einmischung. Es war, wie Ranke sagt: „Das Parlament verlangte die Politik der Königin Elisabeth, König Jakob verlangte ihre Rechte.“

Eine wesentliche Verschärfung erfuhren die Zwistigkeiten unter seinem nicht minder selbstbewußten, aber dazu noch unzuverlässigen und unwahren Sohn, dem mit einer französischen Prinzessin vermählten Karl I. (1625—1649). Beide Teile steigerten ihre Ansprüche. Nach heftigen Zusammenstößen regierte der König von 1629 bis 1640 ohne Parlament, zugleich wurde die anglikanische Kirche im absolutistisch-hierarchischen Sinne umgestaltet. Seine Versuche, auch in Schottland den königlichen Supremat und die bischöfliche Verfassung einzuführen und auf diese Weise das ihm verhaßte Presbyterianertum zu beseitigen, entfachten hier den offenen Aufstand. 1638 beschworen Adel, Geistlichkeit und Bürger einen Bund (Covenant) zur Verteidigung der alten Verfassung und der wahren Religion gegen papistische Tendenzen. Karls Feldzug gegen die Empörer endete unruhlich; hätte er gesiegt, so wäre es auch in England um das Parlament geschehen gewesen. Nun aber mußte er, um die Mittel zur Unterwerfung Schott-

14 1. Die großen Mächte zu Beginn des Zeitalters Ludwigs XIV. lands zu erhalten, 1640 das Parlament wieder einberufen. Nachdem das sogenannte „kurze Parlament“ nach einem Monat wieder aufgelöst war, trat im November 1640 das „lange Parlament“ zusammen.

Hier entlud sich der gesamte Zündstoff, der sich in den letzten Jahrzehnten auf politischem wie kirchenpolitischem Gebiet aufgehäuft hatte. Die politische und die religiöse Opposition verbanden sich, und dieser Koalition war das militärisch ohnmächtige Königtum nicht gewachsen. Das Parlament erstrebte offensichtlich die Allgewalt und wurde darin noch bestärkt durch die feige Schwächlichkeit Karls, der seine beiden Hauptberater, Strafford und den Erzbischof Laud, der Verurteilung durch das Parlament und dem Henkerbeil preisgab. In der „großen Remonstranz“ von 1641 faßte das Parlament die Verstöße des Königs und seine eigenen Forderungen und Ansprüche zusammen. Der staatsrechtliche Streit war zu einer Machfrage geworden. Da das Parlament gegenüber dem geldlosen und unentschlossenen König die Macht hatte, war der Ausgang vorauszusehen. Die gleichzeitig ausbrechende „irische Vesper“ verschlechterte Karls Lage noch. Sein Versuch, die Führer des Unterhauses durch einen Handstreich zu verhaften, mißglückte und entseelte 1642 den Bürgerkrieg.

Es war kein Klassenkampf, der Riß ging vielmehr durch alle Stände und Schichten hindurch. Zum König hielt die Mehrheit der Lords und fast ein Drittel des Unterhauses sowie der Norden und Westen des Landes, das Parlament stützte sich in erster Linie auf die Hauptstadt London und den Südosten, 1643 erkaufte es durch einen Covenant das Bündnis Schottlands. Im Felde hatte das von adligen Offizieren, den Kavaliern, geführte königliche Heer zunächst das Übergewicht gegenüber den ungeschulten Milizen des Parlamentes, bis Oliver Cromwell, der Sohn eines Pächters und Mitglied des Parlaments, nach dem Vorbild Gustav Adolfs ihre Umgestaltung begann und eine straff organisierte und vortrefflich ausgebildete Reitertruppe schuf. Mit seinen „Eisenseiten“ entschied er die Schlachten von Marstonmoor und Naseby für das Parlament; der König flüchtete 1646 zu den Schotten.

Mit Cromwells „Ironsides“ kam ein neues, für die englische

Entwicklung ungeheurer folgenreiches Element empor, die Independenten oder, wie sie sich selbst nannten, die Kongregationalisten. Sie lehnten eine Organisation der Kirche und jede Autorität in geistlichen Dingen ab und gründeten im religiösen wie im bürgerlichen Leben alles auf das Recht und die Freiheit des einzelnen. Sie waren Anhänger der Lehre von der Volkssouveränität, wollten das Königtum ganz beseitigen und die Republik aufrichten. Dadurch gerieten sie nicht nur mit den kirchlichen, sondern auch mit den politischen Verfassungsplänen des presbyterianisch-aristokratisch gesinnten Parlamentes in Konflikt; von dessen Verbündeten, den Schotten, trennte sie der alte nationale Antagonismus. Zum Austrag kamen alle diese Gegensätze in dem Kampf um die Person des Königs, der 1647 von den Schotten dem englischen Parlament ausgeliefert wurde. Auch hier entschied wieder die bewaffnete Macht. Cromwell wußte die Gegner, Presbyterianer und König, zu spalten und einzeln niederzuwerfen. Nach dem Siege über die Schotten säuberte er das Parlament von allen dem Heere unbehaglichen Mitgliedern. Das „Rumpfparlament“ machte dann dem König als „Tyrannen, Verräter, Mörder und Feind des Gemeinwesens“ den Prozeß. Am 30. Januar 1649 bestieg Karl I. das Schafott, er starb wie ein Held.

England wurde jetzt zur Republik erklärt, das Oberhaus abgeschafft und die Exekutive einem Staatsrat übertragen. Den irischen Aufstand schlug Cromwell unter Strömen von Blut nieder. Die völlig verwüstete Insel wurde 1652 England einverleibt. Die Bevölkerung war durch das Schwert, Hunger, Verbannung und Versklavung entsetzlich dezimiert, der Rest wurde in den unfruchtbaren Nordwesten des Landes zusammengedrängt, während der freigewordene Boden englischen Kolonisten zufiel. Es war ein förmlicher Vernichtungskrieg der Rassen und Religionen. In Schottland war nach der Hinrichtung Karls I. sein Sohn Karl II. zum König ausgerufen worden. Durch die Siege von Dunbar und Worcester (1650/51) machte Cromwell seiner Herrschaft und der Selbständigkeit des nördlichen Reiches ein Ende. So war das Heer Sieger auf der ganzen Linie. Darauf gestützt, sprengte Cromwell 1653 das lange Parlament, das sich für permanent erklären wollte. Die

16 I. Die großen Mächte zu Beginn des Zeitalters Ludwigs XIV.

Militärdiktatur war errichtet. Das neue Parlament, das der Offiziersrat aus Independenten berief, und das nach einem seiner Mitglieder den Spottnamen Barebone-Parlament erhielt, drohte durch seine extrem-radikalen Bestrebungen neue Erschütterungen im Lande heraufzubeschwören, so daß es schon bald nach Hause geschickt wurde. Im Dezember 1653 übernahm Cromwell auf den Wunsch der Armee das Amt des Lordprotektors der englischen Republik auf Lebenszeit.

Den Königstitel hatte er abgelehnt, aber tatsächlich erstand in dem Protektorat das Königtum aufs neue — ein Beweis, daß nicht es, sondern nur der Absolutismus der Stuarts der Revolution erlegen war. Dem Protektor zur Seite stand ein Staatsrat, die gesetzgebende Gewalt lag bei dem Parlament, zu dem auch Schottland und Irland Abgeordnete entsandten; 1657 wurde auch das Oberhaus wiederhergestellt. Da die Parlamente immer wieder die Prinzipien- und Machtfrage aufwarfen, griff Cromwell schon bald auf die Militärdiktatur zurück. Mit eiserner Strenge hielt er Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht und unterdrückte jeden Widerstand, auch in den eigenen Reihen. Er war überzeugt, das Werkzeug Gottes zu sein, sein Ziel war die Förderung des allgemeinen Besten, so wie er es verstand. Er hat das Schreckensregiment der letzten Jahre fortgesetzt, aber damit die Revolution gebändigt. Er war an der Spitze der Independenten hochgekommen, aber als sie in ihrer enthusiastischen Gruppe, den „Levellern“ undurchführbare soziale Umwälzungen planten, hatte er sich von ihnen getrennt und sie unschädlich gemacht. Er war ein echter Puritaner, jedoch als Regent ein Gegner aller unnötigen Intoleranz. Sein Staat verwirklicht die schöpferischen Ideen des in dem Independentismus wirkenden Säufertums: die Trennung von Staat und Kirche, die Duldung verschiedener Glaubensgemeinschaften nebeneinander und eine freilich begrenzte, aber im damaligen Europa seltene Gewissensfreiheit. Cromwells gesamte Politik trägt einen ausgesprochen protestantischen Charakter. Der puritanische Gedanke des auserwählten Gottesvolkes durchtränkte die ganze Nation und trieb sie hinaus in die Welt. Indes wäre es verfehlt, die Politik des Protektors ausschließlich auf diesen religiösen Nenner zurückzuführen. Er hat

den religiösen Rücksichten die nationalen Pflichten nicht nachgestellt und als praktischer Engländer stets den Blick für das Mögliche walten lassen. Im Innern und nach außen war er Machtpolitiker.

Neben dem Heere hatte sich Cromwell von Anfang an die Flotte besonders angelegen sein lassen, schon weil sie zur Bekämpfung der Royalisten unentbehrlich war. Er hat die britische Marine nicht geschaffen, aber rastlos vermehrt. Über die Hälfte der Staatseinnahmen wurde für sie ausgegeben. Der alte Kaperkrieg gegen Spanien hatte nie ganz aufgehört, der katholische König die englischen Ansiedlungen in Westindien nicht anerkannt, eine Zertrümmerung seines Reiches verhieß auch Großbritannien große Vorteile. Aus diesen Gründen und nicht, wie man früher gemeint hat, im Interesse des Protestantismus griff der Protektor an Mazarins Seite in den französisch-spanischen Krieg ein. Ein Überfall auf die westindischen Kolonien mißglückte, aber mit dem Sieg von Santa Cruz (1657) erstritt Admiral Blake der englischen Flotte den ersten Platz unter den Seemächten. Gemeinsam mit den Franzosen eroberten die Briten im folgenden Jahre Dünkirchen. Der Pyrenäenfriede beließ ihnen diese Stadt sowie die Insel Jamaika. Um dieselbe Zeit erschien eine englische Flotte in der Ostsee, sogar an die Erwerbung von Bremen und Verden hat Cromwell gedacht. Schon er richtete sein Augenmerk auf Gibraltar, und der Handelsvertrag, den er 1654 mit dem von den Spaniern hart bedrängten Königreich Portugal abschloß, bereitete das spätere Abhängigkeitsverhältnis wirksam vor.

Den Hauptstoß aber richtete er gegen die Republik der Niederlande, die nach dem Fall Spaniens der gefährlichste Nebenbuhler Englands geworden war. Überall traf das auf die Meere hinausgreifende Britannien sie auf seinen Wegen. In sechzigjährigem Freiheitskampf hatte sie sich ihre Unabhängigkeit von dem katholischen König und dazu einen Grenzwall fester Plätze im Süden und Südosten erkochten. Die im Westfälischen Frieden festgelegte Schließung der Scheldemündung sicherte Amsterdam und das holländische Wirtschaftsleben vor der Konkurrenz von Antwerpen. In der Übersee hatte die Ostindische Kompanie in glücklichem Wettbewerb mit den Eng-

18 I. Die großen Mächte zu Beginn des Zeitalters Ludwigs XIV.

ländern die gewürzreichen hinterindischen Inseln erworben, am Kap ward ein Stützpunkt für die Ostindienfahrt, in Nordamerika die Niederlassung Neuniederland begründet, ein großes Seil von Brasilien war den Portugiesen entrisen. Während in der Kolonisation das kleine menschenarme Holland auf die Dauer mit den Briten nicht gleichen Schritt halten konnte, war es ihnen mit der Flotte und dem Handel noch weit überlegen. Der Handel bildete das Rückgrat seines Reichtums und seiner Macht. Fast der ganze Ostseehandel und der Heringssfang in der Nordsee waren in holländischen Händen, in allen Ländern suchten sie den Güterverkehr an sich zu bringen, sie waren wirklich die „Frachtfuhrleute aller Seen“.

Schon längst war in England die Eifersucht erwacht. Holländische Gewalttaten in den Kolonien und die verwandtschaftlichen Bande zwischen dem oranischen Statthalter und den Stuarts hatten die Spannung noch verschärft. Nach einem vergeblichen Anlauf zu einer friedlichen Verständigung auf Grund einer engen politischen Verbindung der beiden glaubensverwandten Nationen setzte 1651 mit der Navigationsakte der Kampf ein. Diese „Magna Charta“ der englischen Marine bestimmte, daß europäische Waren nur auf Schiffen Englands oder des Ursprungslandes, außereuropäische lediglich auf englischen Schiffen eingeführt werden dürften. Die Forderung war nicht neu, aber noch nie so schroff erhoben worden. Sie richtete sich gegen Holland und zielte auf die Befreiung der heimischen Schifffahrt von dessen Übergewicht und zugleich auf die Vernichtung des Zwischenhandels der Niederlande und damit der Grundlage ihrer Machtstellung. Da diese sich nicht gutwillig fügen wollten, war der Krieg unvermeidlich.

Der Augenblick war für England günstig, für seinen Gegner nicht. Denn während dort alle Gewalt in einer Hand zusammengefaßt war, waren die Niederlande durch politische und religiöse Gegensätze gespalten. Nach dem Tode Wilhelms II. von Oranien (1650) war der Statthalterposten nicht mehr besetzt worden, so daß für einen Krieg der militärische Führer und eine einheitliche Leitung fehlten. Der gewinnstüchtige Kaufmannsgeist der Generalstaaten konnte sich an Spannkraft und Opfermut mit dem puritanischen England nicht messen. Nicht

allein die schweren Schädigungen, welche die englischen Raperkreuzer dem niederländischen Handel zufügten, haben den Krieg entschieden, sondern ebenso sehr die Manneszucht und Kampfesfreudigkeit der von Admiral Blake glänzend geführten Flotte. In dem Frieden von 1654 mußten die Generalstaaten die Insel St. Helena abtreten, die Hoheit der englischen Flotte in den britischen Gewässern und die Navigationsakte anerkennen. Während des Krieges hatten sie ihre brasilianischen Besitzungen an Portugal verloren. Auch in die innerholländischen Verhältnisse mischte sich Cromwell ein: er erzwang die sogenannte Seklusionsakte, nach der kein Oranier jemals ein Staatsamt bekleiden durfte. Als endgültig sahen freilich die Holländer diese Kapitulation noch nicht an, aber schon der erste Akt des großen Ringens hatte Englands Überlegenheit erwiesen.

Während so das Inselreich seinen alten Platz in dem europäischen Staatensystem wiedergewann, erklomm die junge schwedische Großmacht ihren Höhepunkt. Gustav Adolf hatte mit seinem auf allgemeiner Aushebung beruhenden nationalen Heere den bisherigen Kleinstaat zu der anerkannten Vormacht des europäischen Nordens erhoben. Die Umklammerung Schwedens durch den alten Feind seiner Krone, durch das dänisch-norwegische Reich, vermochte er zwar noch nicht zu sprengen, seine Erfolge lagen auf dem gegenüberliegenden Ostseegestade. Das durch innere Wirren geschwächte Rußland mußte ihm 1617 Ingermanland, die Newamündung und Karelien abtreten, so daß der Moskowiter ganz vom Meere abgeschnitten war und nach des Königs Worten „ohne unseren Willen nicht mit einem Boote in die Ostsee kommen“ konnte. Aus dem jahrzehntelangen Ringen mit Polen trug Schweden zu dem früher erworbenen Estland noch Livland als Siegespreis davon. Das Eingreifen in den deutschen Krieg rettete den deutschen und europäischen Protestantismus und brachte Schweden im Westfälischen Frieden Vorpommern mit Rügen, Stettin und den Odermündungen, sowie Wismar und die Bistümer Bremen und Verden; für diese Lande trat Schweden als Reichsstand in den Verband des Deutschen Reiches ein. So waren fast alle wichtigen Ostseeplätze in schwedischem Besitz. Indes sie und die neuerrungene Großmachtsstellung konnten

20 I. Die großen Mächte zu Beginn des Zeitalters Ludwigs XIV.
auf die Dauer nur behauptet werden, wenn Schweden das Bal-
tische Meer völlig unter seine Herrschaft brachte.

Diese Konsequenz zog König Karl X. Gustav aus dem Hause
Pfalz-Zweibrücken, der 1654 Gustav Adolfs absonderlicher
Tochter Christine auf dem Throne folgte. Jedoch nicht allein
diese Erwägung und der Tatendurst und die Eroberungslust
des Herrschers haben den Nordischen Krieg von 1655—1660
entfacht, sondern ebenso sehr die wirtschaftliche Zwangslage
Schwedens. Es war, wie es schon 1652 ein schwedischer Staats-
mann ausdrückte: „andere Staaten fangen Krieg an, weil sie
reich sind, Schweden, weil es arm ist“. Das Land mit seinen
geringen natürlichen Hilfsquellen und den zerrütteten Finan-
zen war nicht imstande, die Armee zu unterhalten, und gegen
eine Verminderung des Heeres sträubte sich der nationale
Stolz. Dazu kamen die Zwistigkeiten zwischen Adel und Bau-
ern. Ein auswärtiger Krieg verhieß dem jugendlichen Mon-
archen nicht nur neuen Ruhm, sondern auch einen Ausweg
aus den inneren Schwierigkeiten.

Streitig gemacht wurde ihm das „dominium maris baltici“
von Dänemark und von Polen, und von diesen beiden alten
Rivalen war damals das Jagellonenreich leichter zu treffen.
Einmal wegen des unglücklichen Krieges, in den es seit 1654
mit seinem moskowitzischen Nachbarn verwickelt war, und mehr
noch wegen seiner hoffnungslosen inneren Schwäche und Zer-
rissenheit. Auf dem Reichstag von 1662, also hundert Jahre
vor der ersten polnischen Teilung, hat König Johann Kasimir
seinem Volk sein Schicksal vorausgesagt: Gott möge ihn einen
falschen Propheten sein lassen, aber wenn das weltberühmte
Recht der freien Königswahl nicht beseitigt werde, so würden
der Moskowiter, Brandenburg und Österreich die Republik
Polen noch unter sich aufteilen. Und tatsächlich haben Teil-
ungspläne, jetzt zum ersten Male in der Geschichte, Karl Gu-
stav vorgeschwebt. Den Anlaß zum Bruch bot der Einspruch
des polnischen Wafakönigs gegen die Thronfolge des Pfälzers
in Schweden.

Im Juni 1655 eröffnete dieser den Angriff auf die unge-
rüstete Republik und drang in einem viermonatigen Feldzug
über Warschau bis nach Krakau vor. Den um Ostpreußen ban-

genden Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zwang er an seine Seite und zur Anerkennung der schwedischen Souveränität über sein Herzogtum. Vereint schlugen die Verbündeten das an Zahl weit überlegene polnische Heer in der dreitägigen Schlacht von Warschau (28.—30. Juli 1656). Aber dieser Sieg wurde zum Wendepunkt des Krieges. Schon vorher hatte in Polen aus nationalen und religiösen Gründen eine Erhebung eingesetzt, Zar Alexei von Rußland brach den Feldzug gegen die Republik ab und begann die Eroberung des schwedischen Livland. Aus Furcht für seine Erblande schloß der Kaiser eine Allianz mit Polen, Karl Gustavs einziger Bundesgenosse, Brandenburg, schwenkte zu ihnen ab, und der Dänenkönig benutzte die günstige Gelegenheit zu einem Überfall auf Schweden. Zwar gelang es Karl Gustav, ihn schnell zu übermächtigen und zu dem Gewaltfrieden von Roeskilde (1658) zu nötigen, aber in Überschätzung seiner Kräfte und in Verkenntnis der Lage zerriß er selbst bald darauf den Vertrag, um den Erbfeind völlig zu vernichten. Während er sein Heer mit der Belagerung von Kopenhagen erschöpfte, erzwang eine holländische Flotte die Durchfahrt durch den Sund und verproviantierte die Stadt; eine brandenburgisch-polnisch-kaiserliche Armee unter Kurfürst Friedrich Wilhelm vertrieb die Schweden aus Holstein und Schleswig. 1659 fiel auch Schwedisch-Pommern bis auf Stralsund und Stettin, und auf Fünen wurde bei Nyborg das schwedische Heer aufgerieben. Die gänzliche Niederlage Schwedens schien unabwendbar, da griff Mazarin ein, der soeben durch den Pyrenäenfrieden freie Hand bekommen hatte. Das Interesse Frankreichs erheischte die Aufrechterhaltung der schwedischen Machtstellung und des Westfälischen Friedens, die Kriegsmüdigkeit des Kaisers und Polens sowie der plötzliche Tod des erst 38jährigen Karl Gustav erleichterten dem Kardinal das Spiel. Sein Werk waren die Friedensschlüsse von Oliva und Kopenhagen (1660), die im wesentlichen den status quo wiederherstellten. Dänemark erhielt von den Roeskilder Verlusten Drontheim und Bornholm zurück, dagegen verblieben die skandinavischen Südprovinzen, Schonen, Halland und Blekinge bei Schweden. Auch der Zar mußte in dem Vertrag von Kardis (1661) alle Eroberungen

22 I. Die großen Mächte zu Beginn des Zeitalters Ludwigs XIV.

an Schweden zurückgeben, in dem erst 1667 unterzeichneten Frieden mit Polen behauptete er Smolensk und die Dnjeprgebiete mit Kiew. „Ein Kriegsmann ohnegleichen“ hat Karl Gustav trotz des Scheiterns seiner letzten Pläne einen dauernden politischen Erfolg errungen. Er hat Schweden seine natürlichen Grenzen in Skandinavien erschaffen, es zum Herrn im eigenen Hause gemacht und den Dänen die alleinige Herrschaft über den Sund entrißen.

Indes der eigentliche Sieger war Frankreich, das auch hier im Norden die Gegenätze nach seinem Willen entschied und somit seine Suprematie über Europa vervollständigte. Eine förmliche Kette von französischen Allianzen schlang sich um Europa. An den kleinen italienischen Höfen lief der Bourbonnenstaat mit wachsendem Erfolg den Spaniern den Rang ab, in fernen Osten konnte er seit den Tagen Franz' I. auf die Pforte und neuerdings auf die mit der habsburgischen Herrschaft Unzufriedenen in Ungarn zählen. Die alten Beziehungen zu Polen wurden jetzt durch die Gemahlin König Johann Kasimirs, die kluge Marie Luise von Nevers-Gonzaga, fester geknüpft, Schweden versank nach dem Tode Karls X. in schwere innere Wirren und war darum für seine auswärtige Politik auf den geldgebenden französischen Verbündeten angewiesen. Seine besten Bundesgenossen fand Frankreich in den deutschen Reichsfürsten, die aus politischen oder konfessionellen Gründen Gegner des Kaiserhauses waren und zur Behauptung ihrer „Libertät“ den französischen Beistand nicht entbehren zu können vermeinten. Von jeher hatte Frankreich die Zersetzung Deutschlands für sich ausgenutzt, ein enges Verhältnis zu der antikaiserlichen Opposition gehörte geradezu zu den Überlieferungen seiner Politik. Schon die Valois hatten eine förmliche fürstliche Gefolgschaft im Reiche unterhalten, die Garantie für den Westfälischen Frieden gewährte dem allerchristlichsten König ein Einspruchsrecht in die innerdeutschen Angelegenheiten. Es bezeichnet einen Höhepunkt dieser Entwicklung, als Mazarin 1658 in den von Kurmainz begründeten Rheinbund eintrat und ihn seinen Zwecken dienstbar machte.

Auf diesem Allianzsystem und der Ohnmacht Deutschlands beruht die französische Hegemonie in Europa. Sie schien 1660

fest gefügt. Weder die spanische noch die deutsche Linie des Hauses Habsburg konnten sie streitig machen, auch England schied mit der Restauration als ernstlicher Rivale zunächst aus. Mit solchen Erfolgen hat Kardinal Mazarin sein Lebenswerk abgeschlossen. Am 9. März 1661 rief ihn, wie kurz zuvor seine großen Zeitgenossen Cromwell und Karl X., der Tod ab. Das Zeitalter Ludwigs XIV. beginnt.

II. Ludwig XIV. bis zum Frieden von Nymwegen (1679).

Ludwig XIV. zählte erst 22 $\frac{1}{2}$ Jahre, als er nach dem Tode des Kardinals auf dessen Rat keinen leitenden Minister mehr ernannte, sondern selbst die Zügel der Herrschaft ergriff. Seine Jugend war von den Stürmen der Fronde durchbraust; er hatte eine schlechte Allgemeinbildung erhalten und war mehr zum Genuß als zur Arbeit erzogen worden. Nur in die auswärtige Politik hatte ihn Mazarin eingeführt, und das Kriegshandwerk kannte er aus eigener Anschauung. Die Mängel seines Werdegangs wußte er indes durch seine reiche Begabung, durch offenen Blick, Eifer und Fleiß, durch Selbstzucht und eine vor übereilten Entschlüssen zurückschreckende Vorsicht bis zu einem gewissen Grade auszugleichen. Ernest Lavisse hat darauf hingewiesen, daß dieser Enkel Heinrichs IV. und Philipps II. mehr spanischer Habsburger als Franzose war, und sicherlich erinnert nicht nur sein Außeres, sondern auch seine Gemessenheit und Unnahbarkeit, sein Hochmut und die „Mischung von Wollust und Frömmigkeit“ mehr an seine mütterlichen als an die väterlichen Vorfahren. Den Grundzug seines Wesens bildet sein Stolz, dieser „grenzenlose, unwahrscheinliche, pharaonenhafte Stolz“. Er war genährt und verstärkt worden durch die Eindrücke seiner Knabenzeit und die Lehren des Kardinals. Sein monarchisches Selbstgefühl verstieg sich geradezu zur Selbstvergötterung. Das Wort „L'Etat c'est moi“ ist aus seinem Munde zwar nicht verbürgt, und die andere vielberufene Formel „car tel est mon plaisir“ ist schon vor ihm angewandt worden und hat nicht den ihr häufig beigelegten frivolen Nebeninn, denn plaisir ist hier gleichbedeutend

mit *volonté*. Ludwig selbst hat seine Überzeugung von dem göttlichen Ursprung und dem göttlichen Charakter des Königtums einmal dahin definiert: „Der, welcher den Menschen Rönige gab, hat gewollt, daß man sie als seine Ratgeber achte, indem er sich allein das Recht vorbehielt, ihr Verhalten zu prüfen. Sein Wille ist, daß ein jeder, der als Untertan geboren ist, ihm gehorche ohne Unterscheidung.“

Diese Auffassung des Monarchen war auch die seines Volkes. Sowohl die Theorie der Juristen und Theologen wie die Ereignisse der letzten Jahrzehnte hatten ihr vorgearbeitet. Die fortwährenden Parteikämpfe der Großen, die das Land in ihre Strudel rissen, hatten schon unter Ludwig XIII. den Wunsch nach einer absoluten Königsherrschaft erweckt, und das harte Regiment der beiden Kardinäle Richelieu und Mazarin war als Usurpation empfunden worden. Dem Adel bot der Königsdienst die verlockendsten Aussichten, Bürger und Bauern erwarteten von dem Absolutismus Ruhe und Ordnung. Das mittelalterliche ständische Frankreich war unwiederbringlich dahin, das Königtum der einzige Repräsentant der Nation. In seiner über alles menschliche Maß erhobenen Majestät fühlte sie sich selbst gehoben, in ihr bewunderte sie sich selbst. Daraus erklärt es sich, daß sie trotz der Absonderung des Königs ein persönliches Verhältnis zu ihm hatte, deswegen fand auch seine Ruhmsucht ihren vollen Beifall. Denn die „Gloire“ war das A und das O von Ludwigs Denken, Trachten und Handeln. Ihr hat er alles andere untergeordnet, ja geopfert, und seine Untertanen haben die ihnen auferlegten Lasten willig getragen. Die „Gloire“ des Königs entsprach dem Machtinteresse Frankreichs, seine durchaus autokratische Politik dem Wunsch und Willen des Landes. Lange Jahre ist Ludwig XIV. der Abgott seines Volkes gewesen. Ein englischer Zeitgenosse verglich ihn mit einem plötzlich aufsteigenden Kometen, den die ganze Welt nicht nur betrachtet, sondern bestaunt.

Nach innen und außen trat er ein leichtes Erbe an. Richelieu und Mazarin hatten in schweren Kämpfen und nicht ohne gefährliche Rückschläge die Kräfte des Landes zusammengefaßt, die Einheit des Staates und den Absolutismus der Krone aufgerichtet. Ludwig XIV. gab nach Rosers treffendem Aus-

spruch der Monarchie den bisher fehlenden Monarchen. Einen äußerst glücklichen Griff tat er in der Wahl seiner ersten Berater. Für das Auswärtige berief er in Hugues de Lionne den besten Diplomaten und Kenner Europas, über den Frankreich verfügte, für das Kriegswesen den in allen Zweigen der Verwaltung bewährten Le Tellier, dem schon bald sein Sohn Louvois zur Seite trat, für die Finanzen den Emporkömmling Jean Baptiste Colbert, gleich ausgezeichnet durch Ideen, Tat- und Arbeitskraft, den Begründer der neuen Wirtschaftspolitik. Mit diesen drei Männern hat er die Erfolge seines ersten, glücklichsten Jahrzehntes errungen. Wieviel davon dem König selbst zuzuschreiben ist, vermag man nicht mit Sicherheit zu sagen. Die letzte Entscheidung behielt er sich in allem vor.

Der Zentralismus wurde weiter ausgebaut, jede Art von Autonomie, sei es in den Parlamenten, in den Provinzen oder den Städten rücksichtslos unterdrückt. Zwar war der König klug genug, alterworbene Rechte nicht einfach zu beseitigen, aber sie wurden, soweit es möglich war, inhaltlos und unschädlich gemacht. Der Adel behielt seine Ämter, aber ihre Befugnisse gingen auf vom König ernannte und von ihm abhängige Beamte über. Das Amt der Gouverneure in den Provinzen wurde als ein hoher, der Aristokratie vorbehaltenes Ehrenposten belassen, die tatsächliche Macht übten die dem Bürgerstand entnommenen, jederzeit absehbaren Intendanten aus, die sich aus ursprünglichen Königsboten zu den wichtigsten Trägern der Regierung und zu den Hauptwerkzeugen des Absolutismus auswuchsen. Sie sind die Präfekten der vornapoleonischen Zeit. Damit war die Verwaltungseinheit im wesentlichen geschaffen. Dagegen konnte Colbert seine großzügig geplante Finanzreform nicht völlig durchführen. Die Mißbräuche waren zu fest eingewurzelt, die Widerstände und die Ungerechtigkeiten in der Besteuerung nicht zu überwinden. Jedoch brachte er durch eine systematische, oft geradezu gewaltsame Schuldentilgung, durch eine Neuorganisation der Verwaltung und den Rückkauf veräußerter Domänen Ordnung in den Staatshaushalt und erhöhte die Einnahmen, die 1661 nicht ganz 32 Millionen Livres betragen, in einem Dezennium auf 75 Millionen.

Die Finanzreform bildete nur einen Teil seines umfassenden wirtschaftlichen Programms, das man seit Adam Smith den Merkantilismus genannt hat. Er ist nicht von Colbert begründet, aber am entschlossensten vertreten worden. Sein Streben ging dahin, die bisherige lokale und landschaftliche Wirtschaftspolitik durch eine staatliche und nationale zu ersetzen, Frankreich zu einem geschlossenen, vom Ausland unabhängigen Wirtschaftskörper zu machen und ihm durch Hebung und Schutz der Industrie, durch Steigerung der produktiven Kräfte und des Güterumfanges, durch Schiffahrt und Kolonien den Primat im Welthandel und in der Weltgeltung zu gewinnen. Innere Einheit und äußere Macht, Konzentration und Expansion sind im Merkantilismus aufs engste miteinander verknüpft. Die Wirtschaftspolitik steht im Dienst der Machtpolitik. Viel hat Colbert auf diesem Wege vollbracht. Die Arbeit wurde auf allen Gebieten und mit allen Mitteln angefeuert, Handel und Wandel auf jede Weise belebt, Straßen und Kanäle gebaut, das Zollwesen vereinheitlicht, mit Staatshilfe neue Industriezweige, zumal die für Frankreich so wichtige Luxusindustrie, begründet.

Besondere Sorgfalt wandte der Minister dem Seehandel zu, der völlig daniederlag. Die Ausfuhr aus Frankreich und seinen Kolonien hatten größtenteils die Holländer und Engländer an sich gerissen. Sie auszuschalten, den Verkehr selbst in die Hand zu nehmen und den daraus fließenden Gewinn dem eigenen Lande zuzuführen, lag nicht nur im wirtschaftlichen, sondern ebenso sehr im Machtinteresse Frankreichs. Planmäßig wurden die Werften für den Schiffbau instandgesetzt, erst dadurch war die Schaffung einer erstklassigen Handels- und Kriegsflotte, die seit Richelieus Tod gänzlich vernachlässigt war, ermöglicht. Seitdem blühte der Handel, zumal im Mittelmeer und in der Levante sichtlich auf. Fremde Schiffe und Waren wurden in den Kolonien streng ausgeschlossen. Zur Ausnutzung des überseeischen Verkehrs rief Colbert nach niederländischem Vorbild Handelsgesellschaften ins Leben, die indes seine Erwartungen nicht erfüllten und deshalb wieder beseitigt wurden. 1679 übernahm der Staat selbst die Verwaltung der Kolonien. Die überseeischen Besitzungen in Kanada

und Westindien wurden abgerundet und vermehrt. 1680/82 fuhr La Salle den Mississippi vom Oberlauf bis zur Mündung hinab und nahm auf Grund des Entdeckerrechts das riesige Flußgebiet unter dem Namen Louisiana für den König in Besitz. Damit umklammerte Frankreich die englischen Kolonien in Nordamerika von Quebec bis Louisiana. Schon vorher, 1674, war mit der Erwerbung Pondicherys und anderer Stationen auch in Vorderindien Fuß gefaßt. Das französische Kolonialreich übertraf jetzt an Umfang das britische bei weitem. Die einträglichste Kolonie wurde Westindien, wohin sich auch die größte Auswanderung ergoß, es versorgte mit seinem Zucker nicht nur das Mutterland, sondern durch den französischen Zwischenhandel dazu noch weite Teile Europas.

An Erfolgen hat es Colbert wahrlich nicht gefehlt, je doch das ihm vorschwebende Endziel, Frankreich zur ersten Weltmacht zu erheben, hat er nicht erreicht, weniger infolge der Überspannung, Einseitigkeit und Mängel seines Systems als durch die Politik und die Schuld des Königs. Ludwigs unaufhörliche Kriege und seine grenzenlose Verschwendung haben das Werk des Ministers, den wirtschaftlichen Aufschwung Frankreichs, schnell wieder zunichte gemacht.

Die steigenden Einnahmen gestatteten eine bisher beispiellose Verstärkung des Heeres. In den Devolutionskrieg trat Frankreich mit 72000 Mann ein, fünf Jahre später konnte es gegen Holland 120000 Mann aufbieten, 1678 hatte es die noch nicht dagewesene Zahl von 280000 Mann unter den Fahnen. Ein französischer Schriftsteller hat darauf hingewiesen, daß Ludwig XIV. hiermit den ersten Anstoß zu dem europäischen Wetttrüsten gegeben hat. Die französische Armee war die erste der Welt, in Condé, Turenne und Luxemburg hatte sie geniale Feldherren. Große Aufmerksamkeit wurde dem Geniewesen geschenkt, dessen Leiter Vauban Frankreich im Lauf der Jahre zu einer großen Festung ausbaute. Das bisher im Kriege übliche Requisitionsverfahren wurde durch die Magazinverpflegung ersetzt. Zugleich wurde das Heer innerlich umgestaltet. Es wurden feste Regimenter aufgestellt. Louvois schuf eine eiserne Disziplin. Das Heer wurde eine rein staatliche und königliche Einrichtung, die Überreste der alten privatwirtschaft-

lichen Organisation wurden ausgerottet, alle Offiziere vom König ernannt. Die Käuflichkeit der Stellen und damit ein Krebszschaden blieb freilich wie im ganzen Beamtentum bestehen. Sie ermöglichte indes auch Bürgerlichen den Eintritt in das dem Adel vorbehaltene Offizierkorps, wenn auch nur nach langen Dienstjahren und lediglich in die unteren Stellen.

Überhaupt war der Adel kein geschlossener Stand, sondern stark mit emporgestiegenen bürgerlichen Elementen, der „noblesse de robe“, durchsetzt. Die im 16. Jahrhundert begonnene Umwandlung des alten Geburtsadels in einen Hofadel ward jetzt vollendet. Dadurch hat Ludwig XIV. den Adel an sich gekettet, ihn aber auch wirtschaftlich ruiniert und sittlich entnerbt. Eine Möglichkeit zu selbständiger Betätigung besaß er nicht. In dem Klerus gähnte eine tiefe Kluft zwischen den aristokratischen Erzbischöfen und Bischöfen und der den mittleren und niederen Schichten der Bevölkerung angehörenden Menge der Geistlichen. Zu dem eigentlichen dritten Stand rechneten bloß die Inhaber der kommunalen Ämter. Die in sich wieder mannigfach abgestufte Masse des Volkes zählte im damaligen Frankreich nicht; verachtet und verspottet, schien sie nur dazu bestimmt, durch ihrer Hände Arbeit die privilegierten Stände zu ernähren. So sehr der Absolutismus Ludwigs XIV. nach der Uniformierung trachtete, die mittelalterliche Gesellschaftsordnung hat er zu seinem eigenen Schaden im wesentlichen unverändert beibehalten. Irgendein Gemeinheitsgefühl konnte sich nicht entwickeln. Da die Generalstände seit 1614 nicht mehr einberufen wurden, kamen nicht einmal die offiziellen Vertreter der drei Stände miteinander in Berührung. Das einigende Band war für sie ausschließlich die Person des Herrschers.

Auch Kunst und Wissenschaft wurden unter den Schutz und in den Dienst des Königs gestellt, zu seiner Verherrlichung sollten sie in erster Linie dienen. Darum hat Colbert, der zugleich der „Kultusminister“ Ludwigs XIV. war, sie reich unterstützt. Die Académie Française wurde aus einer Privatvereinigung in eine staatliche Einrichtung umgewandelt, sie erhielt den Auftrag, vor allem für den „guten Gebrauch“ der französischen Sprache zu sorgen; neue Akademien für Spezialgebiete traten ihr zur Seite. Eine Fülle großer Talente scharte

sich um den Hof: die Dichter Malherbe, Corneille, Racine, Molière, Boileau und La Fontaine, der Kanzelredner und Historiker Bossuet, die Maler Lebrun und Rigaud, die Architekten Perrault, Leveau und Mansart, der Gartenkünstler Le Nôtre, der Musiker Lulli und manche andere. Der von ihnen begründete Klassizismus verdrängte zuerst in Frankreich und dann in ganz Europa die bis zur Mitte des Jahrhunderts noch vorherrschende spanische Kultur. Er trägt einen durchaus höfischen Charakter. Er geht, wie Ranke fein bemerkt, nicht aus einer freien Teilnahme am Geistesleben hervor, sondern erhebt sich auf dem in Staat, Kirche und Gesellschaft gelegten Grunde und fügt sich auch innerlich dem System Ludwigs XIV. ein. Wie sich die gelehrte Forschung, besonders in der Benediktinerkongregation von St. Maure, vorzugsweise mit der kirchlichen und französischen Geschichte beschäftigte, so besteht eine Wesensverwandtschaft zwischen dem Klassizismus und dem Absolutismus. Beide suchen den einzelnen ihrem Gesetz, hier dem königlichen Willen, dort der allein seligmachenden Regel zu unterwerfen. Die Folge ist die Uniformierung, die Erstückung des organischen Lebens und die Unterdrückung der Persönlichkeit. Wer sich nicht zwingen lassen wollte, mußte weichen. Wie schon vorher Descartes und seine Schule so fand jetzt der asketisch-mystische Reformkatholizismus des Jansenismus in Holland eine Zuflucht.

Den Mittelpunkt des geistigen wie des politischen Lebens in Frankreich bildete der Hof, den Ludwig XIV. mit ungeheurem Aufwand, aber auch mit unleugbarem Geschmack immer glänzender ausgestaltete, und dem er ganz den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückte. Das nach seinen Plänen und in seinem Geist ausgebaute Versailles war die Bühne, auf der sich der Sonnenkönig mit seinem Gefolge von Ministern und Feldherren, von Künstlern und Gelehrten, von Höflingen und Mätressen der Welt präsentierte. In den rauschenden Festen, die er hier feierte, fand sowohl sein ästhetisches Bedürfnis wie seine Eitelkeit Befriedigung.

Daß der junge, über eine solche Machtfülle und die reichen Hilfskräfte seines Landes frei verfügende Monarch nicht lange stillsitzigen werde, galt den Zeitgenossen als selbstverständlich,

und er selbst dürftete förmlich danach, durch ein großes auswärtiges Unternehmen sein Heer zu beschäftigen und sein Reich und vor allem seinen Ruhm zu mehren. Colbert wünschte die ganze Kraft des Landes auf die Ausführung seines Programms zu verwenden, was einen Kampf um die Meere mit den Seemächten, in erster Linie mit England, unübermeidlich machte. In ähnlicher Richtung bewegte sich Leibniz' weitausschauendes „Consilium Aegyptiacum“ von 1672, das dem König die Eroberung Ägyptens empfahl, um ihn von dem Angriff auf Holland abzulenken. „Frankreich braucht Frieden im Westen, Krieg in der Ferne.“ Man hat Ludwig XIV. scharf getadelt, daß er diese Bahnen nicht eingeschlagen hat, daß er, nur auf den Rhein starrend, das Meer vergessen und dadurch die Vorherrschaft in der Welt, die damals wohl noch für Frankreich zu gewinnen war, den Engländern überlassen hat. Soviel ist sicher: hätte er sich zu einer solchen Politik entschlossen, die Weltgeschichte würde einen anderen Verlauf genommen haben. Daß er es nicht tat, dafür ist jedoch nicht er allein verantwortlich zu machen, sondern ebenso sehr die Tradition der französischen Politik. Sie wies ihn nach Osten, auf die Erwerbung des linken Rheinuferes und damit der „natürlichen Grenze“ Frankreichs, auf das alte Ziel, das schon im Mittelalter gesteckt, von Richelieu aufs neue ausdrücklich als Lösung der französischen Ausdehnungspolitik ausgegeben war. 1632 hatte der königliche Advokat Jacques de Cassan in einer vielgelesenen Schrift das ganze ehemalige Regnum Francorum für Frankreich verlangt. Die erste Etappe war 1648 erreicht, als nächste hatte Mazarin die Eroberung der spanischen Niederlande gefordert. Auch hierfür wurden historische Erinnerungen an das alte Gallien wachgerufen, daneben führte er die geographische Lage der Hauptstadt Paris ins Feld, die nur vier Tagesmärsche von der Grenze entfernt war. In diesem Zusammenhang hatte der Kardinal die spanische Heirat des Königs durchgesetzt, die dem Schwiegersohn Philipps IV. einen Rechtsanspruch auf die Niederlande, wenn nicht gar auf das ganze Erbe, gewähren sollte. An den von der Infantin ausgestellten Verzicht hielt man sich in Paris von vornherein für nicht gebunden. Nachdem wiederholte Versuche, vom spanischen Hof

die Ungültigkeitserklärung der Urkunde zu erpressen, gescheitert waren, bereitete Ludwig den Krieg vor.

Die Konjunktur in Europa war hierfür denkbar günstig. In England war nach der Rückkehr der Stuart-Dynastie der Zwist zwischen Königtum und Volk schnell wieder entbraunt, auch Holland war durch inneren Hader und beide Staaten durch einen neuen, 1665 ausgebrochenen offenen Krieg gelähmt. Der Kaiser wurde in seinen Erblanden durch die Türken, im Reich durch den Gegensatz zu den Ständen und durch den Rheinbund in Schach gehalten. Als Mitglied des Bundes entsandte Ludwig XIV. 1664 ein Hilfskorps gegen die Türken nach Ungarn und ein zweites zur Unterwerfung der Stadt Erfurt unter die mainzische Oberhoheit in das Herz von Deutschland, ohne daß der Kaiser es verhindern konnte. Durch den raschen Zerfall des Rheinbundes wurde der französische Einfluß im Reich kaum gemindert. Die im 19. Jahrhundert sogenannte „fünfte Waffe“ Frankreichs, das Kapital, erwies sich schon im 17. Jahrhundert als äußerst wirksam, den Lastungen mit französischen Jahrgeldern konnten nur wenige der geldbedürftigen und geldgierigen deutschen wie außerdeutschen Fürsten widerstehen. Unglaubliche Summen hat der König für Pensionen, Subsidien und Geschenke ausgegeben, allein für das Jahr 1683 werden sie auf annähernd 2 Millionen Livres geschätzt. Schweden sank infolge seiner Finanznot geradezu zum Vasallen Frankreichs herab, auch Dänemark und Polen wurden auf diese Weise gewonnen. So war durch eine meisterhafte Diplomatie Spanien völlig isoliert, als Ludwig 1687 loszschlug.

Auch darin blieb er in den Bahnen der klassischen französischen Ausdehnungspolitik, daß er seine Eroberungslust mit einem Rechtstitel verhüllte. Das in der Provinz Brabant geltende Devolutionsrecht, das bei der Lösung einer Ehe durch den Tod dem überlebenden Gatten nur die Nutznießung der Güter, das Eigentum aber den Kindern zusprach, übertrug er, völlig willkürlich, auf die staatlichen Verhältnisse und forderte für seine Gemahlin, deren Vater Philipp IV. 1665 gestorben war, die spanischen Niederlande.

Die Feldzüge von 1667/68 zeigten die Überlegenheit der vom König selbst geführten französischen Waffen über die ungerüstete

ten Spanier. Ein ebenso großer diplomatischer Triumph war es, daß er während des Krieges den österreichischen Hof zu einem Geheimabkommen über eine Teilung des spanischen Erbes und damit zur Preisgabe Spaniens vermochte. Trotzdem hat er die Niederlande nicht gewinnen können. Eine Tripelallianz der verjöhnten Seemächte und Schwedens trat ihm entgegen, gleichzeitig beendete Spanien den langen Krieg mit Portugal durch die Anerkennung von dessen Unabhängigkeit. Weise hatte sich Ludwig XIV. die Möglichkeit eines Einlenkens von vornherein durch die Aufstellung von Mindestforderungen offen gehalten. Auf dieser Grundlage begnügte er sich in dem Frieden von Aachen (2. Mai 1668) zunächst mit der Abtretung von zwölf flandrischen Grenzfesten, darunter Lille und Valenciennes.

Zunächst, denn daß der Friede nur eine Waffenpause war, konnte kein Einsichtiger bezweifeln. Namentlich gegen die Holländer richtete sich der Groll des Königs. Sein Stolz konnte es nicht verwinden, daß dieses „Fischweiber- und Krämervolk“ ihn um die Früchte seines Sieges gebracht hatte. Schon längst war die protestantische Republik dem katholischen Selbstherrscher ein Dorn im Auge. Verstärkt wurde die Abneigung jetzt durch die Erkenntnis, daß Holland der Annexion der südlichen Niederlande im Wege stand und seine Niederwerfung die Voraussetzung für das Gelingen des großen Planes bildete. Wirtschaftliche Gründe kamen hinzu. Hier begegnete sich die Eroberungspolitik des Königs und Louvois' mit dem Programm Colberts. Um das französische Wirtschaftsleben von dem Übergewicht der Holländer zu befreien und ihnen den einträglichen Küsten- und Zwischenhandel zu entreißen, hatte Colbert ihre Schifffahrt und ihre Produkte mit steigenden Tarifen belegt, worüber bereits 1667 ein Zollkrieg entbrannte. Der französische Minister ließ sich von denselben Gesichtspunkten bestimmen wie die Urheber der britischen Navigationsakte, und auch er bezeichnete in einer Denkschrift die Einverleibung Hollands als die wünschenswerteste Lösung.

Freilich waren die Generalstaaten ein gefährlicherer Gegner als das kraftlose Spanien. Trotz der Niederlage von 1654 behauptete die von dem holländischen Ratspensionarius Jan

de Witt geleitete Republik ihre Großmachtstellung und vermehrte soeben ihr Kolonialreich um die zukunftsvolle Kapkolonie. Den zweiten Krieg mit England hatte sie im ganzen glücklich bestanden und in dem Frieden von Breda (1667) sogar eine Einschränkung der Navigationsakte erreicht. Noch besaß sie in dem Ostseehandel eine schier unerschöpfliche Quelle ihres Reichtums. Die Amsterdamer Börse war der Geldmarkt Europas. Und das wirtschaftliche Gedeihen war umstrahlt von einer einzigartigen kulturellen Blüte. Rembrandts Gestirn leuchtete bis 1669, eine Reihe von Schulen erfüllte das ganze Land mit Meisterwerken der Malerei und des Kunstgewerbes. Die Universität Leyden war das Zentrum der europäischen Philologie, als Mathematiker und Naturforscher genoß Christian Huygens internationales Ansehen. Die Toleranz der Generalstaaten, die ja für ganz Europa vorbildlich geworden ist, gewährte nicht nur den Zeitungen und Zeitschriften Zensurfreiheit, sondern auch den aus anderen Ländern verdrängten Denkern, wie Descartes und Spinoza, eine sichere Freistadt. Wenn die französische Kultur durch die Abhängigkeit vom Thron und die Vorkherrschaft einer Richtung charakterisiert wird, so sind Freiheit und Selbstbestimmung die Kennzeichen des niederländischen Geisteslebens.

Indes all das konnte über die innere Schwäche und den zunehmenden Verfall des Staatswesens nicht hinwegtäuschen. Der Gegensatz zwischen der herrschenden städtischen Aristokratie und den Anhängern des 1654 von den hohen Staatsämtern ausgeschlossenen Hauses Oranien verschärfte sich immer mehr und durchdrang auch die sozialen und religiösen Kämpfe. Das friedensselige, knauserige Kaufherrenregiment ließ die Wehrmacht verkommen, in unbegreiflicher Verblendung sah de Witt untätig zu, wie Ludwig XIV. den Krieg vorbereitete. Die Einkreisung Hollands ist dem König noch glänzender geglückt als vor einem Jahrzehnt die der spanischen Monarchie. Am leichtesten waren die beiden Genossen der Tripelallianz, England in seiner Eifersucht auf den Nebenbuhler und das Subsidiar verlangende Schweden, auf die französische Seite herüberzuziehen. Von den deutschen Reichsfürsten wurden der mit den Generalstaaten längst verfeindete Bischof von Münster, „der

Soldat in der Soutane“ Christoph Bernhard von Galen, und die wittelsbachischen Kurfürsten von Köln und Bayern mit Gold gewonnen, die übrigen, mit einziger Ausnahme des Brandenburgers, und sogar der Kaiser zur Neutralität bestimmt.

Und doch war das Unternehmen ein schwerer, nicht wieder gutzumachender Fehler. Nicht nur, daß sich Ludwig in Holland seinen möglichen Bundesgenossen gegen England entfremdete, schon jetzt hat er den Bogen überspannt. Während Richelieu für die Durchführung seines Programmes „viel Zeit, große Vorsicht“ und „ein sanftes, verdecktes Verhalten“ vorgegeschrieben hatte, war der Angriff von 1672 ein unverhüllter, nackter Eroberungskrieg, und er wurde in ganz Europa so aufgefaßt. Bei kühler Überlegung hätten sich die französischen Staatslenker sagen müssen, daß die europäischen Mächte eine Vernichtung der Republik schon um ihrer eigenen Sicherheit willen nicht zulassen konnten, und daß die Koalition, die sie gegen Holland zusammengebracht, ebenso schnell wieder auseinanderfallen würde.

So kam es auch. Gewiß, die Einleitung des Feldzuges übertraf die kühnsten Erwartungen. In sieben Wochen kapitulierten 83 besetzte Plätze, die Hauptstadt Amsterdam war bedroht, und schon riefen die einzelnen Provinzen ihre Truppen zurück. Als der König würdelose Friedensbitten de Witts ablehnte, da erhob sich das Volk gegen den Eindringling und die Regierung, die das Unheil verschuldet. Was das Heer nicht vermochte, das leisteten die entfesselten Naturgewalten: die Überschwemmung des Landes gebot den Franzosen Einhalt. De Ruyters Seesiege wandten die Gefahr einer englisch-französischen Landung ab. In der Stunde der höchsten Not wurde der 22jährige Wilhelm III. von Oranien zum lebenslänglichen Generalkapitän und Generaladmiral gewählt, de Witt und sein Bruder fielen der Wut der Menge zum Opfer.

Bald fanden sich Bundesgenossen. Der Kurfürst von Brandenburg, der sofort zu Hilfe eilte, konnte zwar allein nichts ausrichten und wurde durch die Hofburg absichtlich gehemmt, so daß er schon nach Jahresfrist die Waffen niederlegte. Der erste Anstoß zu einer umfassenden Koalition gegen Frankreich ging von dem alten Gegner der Republik, von Spanien aus,

daß von ihrer Niederwerfung den Verlust seiner niederländischen Provinzen befürchten mußte, auf Antrieb von Madrid traten die beiden Habsburgerlinien 1673 offen auf die Seite Hollands. Das Kriegsziel war die Wiederherstellung des Pyrenäischen Friedens. Unter dem Einfluß ihrer Anfangserfolge und dem Druck der franzosenfeindlichen Stimmung in Deutschland, die sich in einer Reihe von Flugschriften entlud, erklärte auch das Reich ebenso wie Dänemark Ludwig XIV. den Krieg, seine deutschen Verbündeten und England fielen von ihm ab. Daß er trotz dieser Überzahl den Sieg behauptete, verdankte er der Überlegenheit seiner Armeen, ihrer glänzenden und einheitlichen Führung und mehr noch seiner unübertrefflichen Staatskunst, die die Spanier in Italien, den Kaiser in Ungarn und den Brandenburger durch den Schwedeneinbruch in die Mark zu fesseln und schließlich die Koalition zu sprengen wußte. Auf dem seit 1678 tagenden Kongreß von Nymwegen schlossen seine Gegner einzeln mit ihm Frieden, zuerst die Generalstaaten, zuletzt in St. Germain Brandenburg und Dänemark. Sein eigentliches Kriegsziel, die Eroberung der Niederlande, hat er nicht erreicht, sie blieben völlig intakt, und Frankreich mußte sogar auf die Zolltarife von 1667 verzichten. Uebermaß hatte Spanien die Kosten zu bezahlen: es verlor in Nymwegen Cambrai, weitere Plätze in Flandern sowie die ganze Freigrafschaft. In Deutschland behielt der König Freiburg und zunächst auch Lothringen, da Herzog Karl V. die ihm gestellten Bedingungen nicht annehmen wollte.

Der Bourbon stand jetzt auf dem Gipfel seiner Macht. Als Sieger über die Koalition hatte er Europa den Frieden diktiert. Er hatte sein Land abgerundet und seine Grenzen weiter nach Osten vorgeschoben, immer näher rückten sie dem Rhein. Ludwig XIV. war jetzt wirklich der „Schiedsrichter Europas“. Die Stadt Paris legte ihm den freilich nicht bewahrten Namen der Große bei. Indes für den Tieferblickenden machten sich schon 1679 die ersten Anzeichen einer kommenden Wendung bemerkbar.

III. Das Deutsche Reich und die Reunionen.

Das Deutsche Reich war 1648 auf einem Tiefpunkt seiner Geschichte angelangt. Als politische Macht zählte es überhaupt nicht mehr. Franzosen und Schweden hatten sich auf seinem Boden festgesetzt und das Elsaß sowie die Weser- und Obermündung an sich gerissen. Drei Jahrzehnte hindurch war Deutschland der Kriegsschauplatz von ganz Europa gewesen, Söldnerheere aus aller Herren Länder hatten es durchzogen und gebrandschatzt. Die neuere Forschung hat nachgewiesen, daß die zeitgenössischen Schauerberichte über die Greuel und Folgen des großen Krieges einseitig und vielfach übertrieben sind. Nicht alle Gegenden waren gleicherweise heimgesucht worden, und die Wurzeln des allgemeinen und besonders des wirtschaftlichen Niedergangs liegen weiter zurück, der Krieg hatte eine längst begonnene Entwicklung nur befördert und besiegelt. Aber das Maß des Elends war zweifellos gerüttelt voll.

Zu der Abnahme und Verwilderung der Bevölkerung gesellten sich die gänzliche Verwüstung vieler Dörfer und Höfe und eine schwere Verschuldung des Grundbesitzes. Das durch den verminderten Konsum bedingte Fallen der Getreidepreise und andererseits der Mangel an Arbeitskräften und die Höhe der Arbeitslöhne führten zu einer Einschränkung der Anbaufläche und zur Herabsetzung der Produktion. Die Hauptleidtragenden waren auch jetzt wieder die Bauern, deren Notlage von den Herren vielfach zur Steigerung der Abgaben und Fronden und zum Bauernlegen ausgenutzt ward. Weniger gelitten hatte das Bürgertum in den Städten. Von einer allgemeinen Verarmung kann hier keine Rede sein, aber der Wohlstand war gebrochen, und die ungeheuren Kontributionslasten sowie die Geldentwertung beschleunigten den bereits im 16. Jahrhundert eingetretenen Rückgang von Handel und Industrie. Besonders verhängnisvoll war die völlige Ausschaltung Deutschlands von Kolonisation und Seeverkehr.

Der Überschwemmung des deutschen Marktes mit ausländischen Waren entsprach auf geistigem Gebiet eine würdelose na-

tionale Selbstentäußerung, die sich vor allem in der Sprachmengerei und der Nachahmung alles Französischen, dem sogenannten Alamodewesen, höchst unerfreulich kundtat. Aber anderseits kündigten Opiß' „Buch von der deutschen Poeterey“, Grimmelshausens „Simplizissimus“ und die „Fruchtbringende Gesellschaft“ das Erwachen einer nationalen Reaktion gegen die Ausländerei an, wengleich sie sich der allgemeinen Stilrichtung folgend zunächst in Schwulst oder unflätiger Verbtheit äußerte. Glücklicly hat B. Erdmannsdörffer dafür den Ausdrucy Barockpatriotismus geprägt. Gleichzeiticly entdeckte Hermann Conring das deutsche Recht und eröffnete den Kampf gegen die Alleinherrschaft des römischen Rechtes; der erstaunliche Umfang seiner Gelehrsamkeit und seine Stoffanhäufung sind charakteristisch für die deutsche Wissenschaft im 17. Jahrhundert. Dem bisher auf ihr lastenden Übergewicht der Theologie hatte der Dreißigjährige Krieg ein Ende bereitet. Religion und Konfession blieben zwar wichtige, ja entscheidende Faktoren des geistigen wie des politischen Lebens. Die Ausgleiclyversuche des Helmstedter Theologen Calixtus und seiner synkretistischen Schule wurden von beiden Lagern abgelehnt, und die deutsche Innerlichkeit flözte in Mystik und Pietismus dem vielfach erstarrten Kirchentum neue Kraft ein. Aber das wissenschaftliche Denken wandte sich von den theologisch-philologischen Problemen mehr und mehr den realen, besonders naturwissenschaftlichen und wirtschaftlichen Fragen zu. In G. W. Leibniz (1646—1716) brachte Deutschland einen Philosophen von Weltruf hervor, dessen unbegrenzte Vielseitigkeit auch dem Ausland Achtung und Bewunderung abnötigte. Sein philosophisches System, die Monadenlehre, hat das deutsche Geistesleben bis weit ins 18. Jahrhundert hinein beherrscht, auf ihm fußt sowohl die Verstandesbildung der Aufklärer wie der Irrationalismus von Sturm und Drang. Das Naturrecht wurde durch Pufendorf und Thomasius in Deutschland eingebürgert und zugleich fortgebildet. Beide Wissenszweige, die Leibnizsche Philosophie und das Naturrecht, fanden einen Mittelpunkt in der 1694 gestifteten Universität Halle, jene durch Christian Wolff, dieses durch Thomasius, der auch als erster Universitätslehrer Vorlesungen in deutscher Sprache hielt.

Amos Comenius und schon vor ihm der Holsteiner Ratke forderten für die Pädagogik statt des unfruchtbaren Formalismus lebendige Anschauung und Anpassung an die Bedürfnisse des täglichen Lebens. Das Vorwärtstreiben, aber auch die Unstetigkeit und „Projektmacherei“ dieses Zeitalters kennzeichnet am deutlichsten der Pfälzer Johann Joachim Becher (1635—1682), der sich als Chemiker, Mineraloge und Volkswissenschaftler gleich anregend betätigte und vor allem für eine Beteiligung Deutschlands an dem großen Handels- und Seeverkehr eintrat. Indes seine zeitweilig vom bayrischen Hof unterstützten Vorschläge scheiterten und mußten scheitern an der Schwäche und Zersplitterung Deutschlands, die ja auch die Hauptschuld an dem ganzen wirtschaftlichen Niedergang tragen.

Der Westfälische Friede hatte die Ohnmacht und Zersetzung des Reiches vollendet, ohne die Grundlagen für eine Neuordnung zu schaffen. Mit der Anerkennung der Parität zwischen den drei christlichen Konfessionen und des Bündnis- und Waffenrechtes hatte die ständische „Libertät“ über das katholische Kaisertum und seine absolutistischen Gelüste gesiegt. Die fürstliche Souveränität war zwar durch die Reservatrechte und die oberstrichterliche Gewalt des Kaisers nicht unerheblich beschnitten, aber durch die Wahlkapitulationen erfuhren seine Befugnisse eine zunehmende Einschränkung, und mit der Permanenz des Reichstages (seit 1663) wurde die Reichspolitik der Aufsicht der Stände unterworfen. Die tatsächliche Macht des Kaisers beruhte nur auf seinem Hausbesitz. Zu positiver Arbeit erwies sich indes auch der „immerwährende Reichstag“ als völlig unfähig. Mochten die Publizisten über die rechtliche Natur dieses „unregelmäßigen“ und „einem Monstrum ähnelnden“ Staatsgebildes streiten, die Geschichte bestätigte den Ausspruch de Witts: „Das Reich ist ein Skelett, dessen Teile nicht mit Nerven, sondern mit Messingdrähten miteinander verbunden und ohne jede natürliche Bewegung sind.“

Ganz war freilich das Reichsbewußtsein nicht erloschen, aber wirksam lebte es nur noch in den kleinen und kleinsten Territorien fort, für die das Reich die Grundlage ihres Bestehens und den einzigen Rückhalt gegen äußere Gefahren bildete. Ihre wiederholten Bemühungen, durch Sonderbündnisse und

den Ausbau der Kreisverfassung die Zusammengehörigkeit und Leistungsfähigkeit des Gesamtkörpers zu stärken, waren jedoch bei dem Fehlen einer tatsächlichen Macht von vornherein zur Erfolgslosigkeit verurteilt, die Unionspläne des Kurfürsten Johann Philipp von Mainz und seines Kreises ebensogut wie die Assoziationsbestrebungen der 80- und 90er Jahre.

Die Träger der Entwicklung waren die Einzelstaaten, die jetzt aus mittelalterlichen Territorien zu staatlichen Individualitäten umgestaltet wurden. Den beiden größten, Österreich und Brandenburg-Preußen, die sich allmählich zu europäischen Mächten erhoben, folgen, wenn auch in zunehmendem Abstand, Bayern, Sachsen, Braunschweig-Lüneburg, Pfalz, Württemberg, Hessen. Kurfürst Maximilian I. von Bayern hatte im Dreißigjährigen Krieg seinem innerlich geeinten Lande die führende Stellung in Süddeutschland errungen und damit den alten Gegensatz zu Österreich noch verschärft. Seinem Sohn winkte 1658 die Kaiserkrone, und durch die Besetzung der größeren Bistümer dehnten die Wittelsbacher, zu denen ja auch die vielverzweigten pfälzischen Linien gehörten, ihren Einfluß im Reich weiter aus. Während die sächsischen Wettiner durch fortwährende Erbteilungen selbst ihre Macht minderten, schuf Ernst August von Hannover aus den zerrissenen Welfenlanden durch die Festlegung des Erstgeburtsrechtes und eine rücksichtslose Erwerbungs politik den neuen hannoverschen Staat, für den er 1692. in den Stürmen des französischen Krieges, noch die Kurwürde erlangte. Alle diese Fürsten ließen sich lediglich von den Interessen ihres Hauses und ihres Landes leiten und durch den Vorbehalt des Westfälischen Friedens, daß die Bündnisse mit dem Ausland sich nicht gegen Kaiser und Reich richten dürften, wenig hemmen. Daß sie damit gegen den nationaldeutschen Gedanken verstießen, kam ihnen kaum zum Bewußtsein. Die Voraussetzung einer selbständigen Politik war die Begründung eines stehenden Heeres und die Zusammenfassung aller Hoheitsrechte im Innern. Mit diesem Streben trafen die Fürsten auf den Widerstand ihrer Landstände, die vor allem durch das Steuerbewilligungsrecht eine tatsächliche Mitregierung, einen „Kondominat“, wie man damals sagte, ausübten. Darum ist die innerdeutsche Geschichte des 17. Jahr-

hundertß von den Kämpfen zwischen fürstlicher und ständischer Gewalt erfüllt. Während sie in den größeren katholischen Territorien wie Österreich und Bayern schon vor dem Kriege im Zusammenhang mit der Gegenreformation ausgefochten waren, gelangten sie in den protestantischen Ländern erst nach 1648 voll zum Ausbruch. Die Fürsten riefen darin auch die Reichsgesetzgebung zu Hilfe, aber entschieden wurde das Ringen durch das Kräfteverhältnis zwischen den beiden Faktoren. Nur in Kursachsen, Württemberg, Mecklenburg und in den welfischen Ländern behaupteten sich die Stände, in den übrigen wurden sie ausgeschaltet. Auch in den deutschen Einzelstaaten ging der Weg zur Staatseinheit über den Absolutismus.

Die alte patriarchalische Fürstengeneration, wie sie noch Karl Ludwig von der Pfalz oder Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha vertreten, stirbt allmählich aus. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts kommt ein neuer Fürstentypus auf, der in Ludwig XIV. und dem Hof von Versailles sein unübertreffliches Vorbild sieht. Durch religiöse und moralische Skrupeln wenig oder gar nicht gehemmt, jagt er bloß dem Genuß und dem dynastischen Ehrgeiz nach und schreckt dabei vor einer förmlichen Ausprägung der Untertanen nicht zurück. Namentlich die Frauen bringen jetzt einen internationalen Zug in die deutschen Fürstenhäuser. Auch hier findet das Übermenschentum der Fürsten seine Verfechter: ein Rechtsgutachten der Juristenfakultät Halle rechtfertigt die Mätressenwirtschaft mit der Begründung, daß die großen Fürsten und Herren den Gesetzen für Privatpersonen nicht unterworfen, sondern allein Gott in ihren Handlungen Rechenschaft schuldig seien. Die Kunst und die Verfeinerung des Geschmacks und der Umgangsformen sind durch diese Höfe zweifellos befruchtet und gefördert worden, aber die dunkle Rehrseite bilden die vollendete Sittenlosigkeit, die oft geradezu wahnwitzige Verschwendung und die dadurch bedingte Zerrüttung der Finanzen.

Zur Bestreitung des üppigen Hofhaltes und der kostspieligen Liebhabereien reichten die Einnahmen meist nicht aus, so daß die Fürsten schon deshalb nach Subsidien von fremden Mächten ausschauen mußten. Unleugbar gehören diese Geldgeschäfte mit dem Ausland zu den unerfreulichsten Erscheinungen der

deutschen Geschichte, aber es ist doch nicht außer acht zu lassen, daß auch die Kosten der Verwaltung und zumal des stehenden Heeres bei der Knappheit der eigenen Hilfsquellen vielfach nur mit solchen Mitteln zu decken waren. Leibniz schreibt einmal, daß „Geld gar irrefißibel sei, sonderlich auf den Fall des Bedürfnisses, welches in Deutschland auch zu regularis und ordinarius worden“. Das Verhängnisvollste war, daß dadurch dem ausländischen Einfluß Tor und Tür geöffnet wurde, in erster Linie dem französischen; denn unter den großen Mächten war damals Frankreich allein zu solchen Ausgaben gewillt und imstande. In der deutschen Publizistik dieser Jahre spielt das „blinkende Gold und Silber der leidigen Luifen“ eine große Rolle, und ein italienischer Diplomat nennt um 1660 das Geld die Handhabe, mit der sich der König das beständige Bündnis der großen und kleinen Herren in Deutschland verschaffen könne. Und das war um so leichter, als trotz des Rückgangs der kaiserlichen Macht das Mißtrauen gegen das Haus Österreich bei den Ständen beider Konfessionen noch immer lebendig war.

In seinen für den Dauphin bestimmten Memoiren hat Ludwig XIV. die Zerstörung des österreichischen Ansehens und der österreichischen Machtstellung im Reiche als das Hauptziel seiner deutschen Politik bezeichnet. Die Zeitgenossen waren überzeugt, daß er selbst nach der höchsten Würde der Christenheit trachte, und von ihnen ist diese Auffassung in die historische Literatur übergegangen. Gewiß war in Frankreich unter dem Eindruck der großen Erfolge der letzten Jahrzehnte der alte Wunsch, das Kaisertum Karls des Großen zu erneuern, stärker als je erwacht und in Aubernys aufsehenerregendem Buch „über die gerechten Ansprüche des französischen Königs auf das Reich“ 1667 offen dargelegt worden. Gewiß hat auch der König selbst mit diesem verlockenden Gedanken gespielt, aber es ist doch zu unterscheiden zwischen solchen Träumen und Zukunftsperspektiven und seinen ernsthaften tatsächlichen Absichten. Und sie beschränkten sich getreu der altfranzösischen Tradition darauf, dem Hause Habsburg die Kaiserkrone zu entwenden. Gelang dies, so war es jetzt nach der Niederwerfung Spaniens mit der Weltstellung des Erzhauses wirklich vorbei.

Während des 15monatlichen Interregnums nach dem Tode Kaiser Ferdinands III. († 2. April 1657) hatte Mazarin alles aufgeboten, um einem anderen deutschen Hause, den Bayern oder Neuburgern, die Krone zu verschaffen. Wenn in diesem Zusammenhang auch die Kandidatur des jungen Königs auftauchte, so war sie kein fest gefaßter Plan, sondern Mittel zum Zweck; und ebenso sind die späteren Verträge Ludwigs mit den Kurfürsten von Bayern, Brandenburg und Sachsen über eine künftige Kaiserwahl zu bewerten. Bekanntlich erlitt die französische Diplomatie auf dem Wahltag von 1658 eine empfindliche Niederlage. Trotz aller Gegenbemühungen wurde der Habsburger Leopold einstimmig zum Kaiser erkoren. Obschon die Charta durch die gleichzeitige Begründung des Rheinbundes ausgeweitet wurde, das Kaisertum war damit auf lange Zeit den Habsburgern gesichert.

Leopold I. (geboren 1640) war als jüngerer Sohn auf seinen hohen Beruf gar nicht vorbereitet, sondern ursprünglich zum geistlichen Stand bestimmt. Seinen Neigungen hätte dieser mehr entsprochen; sogar der päpstliche Nuntius meinte gelegentlich, für einen Kaiser sei er zu fromm. Er selbst betrachtete das Herrscheramt als eine ihm auferlegte Bürde. Indes war er nicht so schwächlich und unbedeutend, wie er früher hingestellt worden ist. Er war pflichteifrig und arbeitsam und besaß ein gesundes Urteil, aber wie er sich geistig nur langsam entwickelte, so machten ihn angeborene Schüchternheit und Mangel an Selbstvertrauen zu Beginn seiner Regierung von seinen Beratern abhängig. Was ihm gänzlich fehlte, waren Wagemut und Entschlußfähigkeit. „Wie verabscheue ich es, Entschlüsse fassen zu müssen“, klagt er einmal. Die harten Anfangsjahre, der frühe Tod der geliebten spanischen Gemahlin und bald darauf der zweiten sowie seine lange Sohnelosigkeit verstärkten den Hang zum Trübsinn und zur Schlawheit. Er glaubte, daß Gott das Haus Österreich mit ihm auslöschen wolle, und kümmerte sich darum, wie er seinem Beichtvater bekannte, wenig um Nachfolge, Leben und Reich. Die Geschäfte überließ er seinen Ministern, den selbstsüchtigen und franzosenfreundlichen Fürsten Lobkowitz und Auersperg, während der fähigste Diplomat Lisola vom Hofe ferngehalten wurde.

Der Fluch des Habsburgerreiches, an dem es ja auch schließlich zugrunde gegangen ist, der Gegensatz zwischen den einzelnen Seilen und der Zwierspalt zwischen den Aufgaben des Herrschers, lastete auch auf Leopold I. Im Westen von Frankreich, im Osten von den aufständischen Ungarn und den Türken bedroht, wagte er nicht einmal, nach einer Richtung, gegen einen der beiden Feinde kraftvoll aufzutreten, aus Furcht, daß dann der andere die Gelegenheit zu einem großen Vorstoß auszunutzen werde. Denn zu einem gleichzeitigen Kampf gegen beide reichten die Kräfte Österreichs nicht aus. In dieser Zwangslage ist der letzte, entscheidende Grund von Leopolds schwächlich zaghafter Politik zu suchen. Als die Osmanen 1683 in Ungarn einbrachen, ging er trotz des Sieges von St. Gotthard (1684) schon bald einen beschämenden Frieden mit ihnen ein aus dem nur allzu berechtigten Mißtrauen gegen Ludwig XIV. und dessen ihm aufgenötigte Hilfe.

Von diesem Kaiser glaubte der König keine Verdunkelung seines Ruhmes und keine Durchkreuzung seiner Pläne besorgen zu müssen, mit unverhohlener Geringschätzung sah er auf ihn herab. Denn auch im Reich stellte er Leopold in den ersten anderthalb Jahrzehnten an Macht und Einfluß in den Schattent, zunächst als ungekröntes Haupt des Rheinbundes, dann gestützt auf seine Allianzen. Weder der Devolutionskrieg noch der rechtlose Einfall in das Herzogtum Lothringen (1670) konnte sie ernstlich erschüttern, erst der Angriff auf Holland öffnete den Deutschen über Ludwigs Absichten die Augen. Die Reihen seiner Parteigänger lichteteten sich, und die Volksstimme äußerte sich immer feindlicher gegen den „Hannibal Deutschlands“ und sein Trachten „nach der Monarchie und der allgemeinen Beherrschung“. Keiner hatte es so früh und völlig durchschaut und auch mit der Feder so rastlos bekämpft wie Visola. Seine hervorragendste Schrift, der „Bouclier d'Etat“ ist eine meisterhafte Zergliederung der französischen Politik und eine flammende Mahnung, der gemeinsamen Gefahr mit vereinten Kräften entgegenzutreten. Wie begründet seine Warnungen waren, zeigte sich nach dem Ahnwegener Frieden.

Denn jetzt, nach dem Triumph über die Koalition, hielt Ludwig XIV. den Zeitpunkt für gekommen, das alte Programm,

die Erwerbung des ganzen linken Rheinuferes, zu verwirklichen. Einen Krieg wollte und konnte er infolge der Erschöpfung Frankreichs darum nicht führen. Er war kein Kriegsfürst, seiner Ruhmsucht und Selbstvergötterung war durch die Erfolge von Nymwegen zunächst Genüge getan. Bei der offenkundigen militärischen Ohnmacht des Reiches glaubte er seine Grenzen auch ohne Schwertstreich vorschieben zu können, durch friedliche Eroberung, die sogenannten Reunionen. Sie sind nicht von ihm oder seinen Staatsmännern erfunden worden, vielmehr ein altbewährtes, schon im 13. Jahrhundert angewandtes Mittel der französischen Expansion. Die Handhabe boten die unklaren Bestimmungen des Westfälischen Friedens über die Abtretung des Elsaß. Tatsächlich hatte Frankreich in Münster hier nur die österreichischen Besitzungen und Rechte erlangt, seine Unterhändler hatten nicht mehr beansprucht, und es hatte sich auch zunächst damit begnügt. Aber schon 1673 begann die Annexion der elsässischen Reichsstädte, und jetzt sollten alle Gebiete, die ehemals zu den abgetretenen Landen und zu den Bistümern Metz, Toul und Verdun gehört hatten oder als Lehen von ihnen abhängig gewesen waren, mit Frankreich „wiedervereinigt“, reunitiert werden, obwohl sie niemals mit Frankreich vereinigt gewesen waren. Zu diesem Zweck wurden bei den Gerichtshöfen von Metz, Breisach und Besançon besondere Reunionenkammern eingesetzt, deren Sprüche sofort vollstreckt wurden. Sie waren zugleich Richter und Partei. Die Urteile griffen weit über das Elsaß hinaus, so auf die Grafschaften Zweibrücken und Veldenz, auf Saarbrücken und Sponheim, auf Besitzungen von Trier, Württemberg und Spanien. Es war ein brutaler Rechtsbruch, ein durch „Rechtsverfahren“ verhüllter Raub. So ward er auch in Deutschland empfunden. Darum hatten einsichtige französische Staatsmänner den König gewarnt, aber sie wurden überstimmt von dem gewalttätigen Louvois, dessen Einfluß auf den Monarchen nach dem Tode Lionnes (1671) und der Entlassung seines gemäßigten Nachfolgers Pomponne noch gestiegen war. Zwar wagte das wehrlose Reich keinen bewaffneten Einspruch, nur die lange beratene Reichskriegsverfassung wurde 1681 zu einem gewissen Abschluß gebracht, aber Empörung und Erbitterung griffen

immer weiter um sich und wurden in einer Flut von zornbehebenden Flugschriften laut, zumal nachdem Ludwig seine Raubpolitik mit der Vergewaltigung Straßburgs (1681) gekrönt hatte. Seine Forderung, daß Reich solle durch einen dauernden oder langfristigen Vertrag die Reunionen anerkennen, stieß am Reichstag auf einen zähen passiven Widerstand. Die in erster Linie bedrohten südwestlichen Reichskreise schlossen sich zu einer Union zusammen, und in Wien drängte eine vom spanischen Gesandten geführte Partei offen zum Krieg.

Nun hatte der König in den geflüstertlich gepflegten Beziehungen zu den ungarischen Unzufriedenen eine Daumenschraube gegen Oesterreich zur Verfügung, aber so weit reichten ihre Kräfte nicht, daß sie den Kaiser an einem Waffengang nach Westen hindern und zur Gutheißung der Reunionen nötigen konnten. Für diese Aufgabe kam nur der alte Bundesgenosse des allerchristlichsten Königs im Osten, der Türke, in Betracht. Und hier begegneten sich die französischen Wünsche mit den Plänen des ehrgeizigen Großveziers Kara Mustapha. Es ist nicht richtig, daß Ludwig XIV. den Türkenangriff von 1683 geradezu veranlaßt hat, und ebensowenig sind feste Abmachungen mit dem Sultan getroffen worden. Sie waren auch nicht nötig, denn der Entschluß zu einem großen kriegerischen Unternehmen war unabhängig von Frankreich an der Pforte gefaßt worden, nur schwankte sie noch, ob es gegen Oesterreich oder gegen Polen zu richten sei. Der König ist es gewesen, der mit seiner geschickten, durch die österreichischen Fehler erleichterten Politik den Stoß gegen Wien gelenkt hat. Mit einer Eroberung der Kaiserstadt rechnete er nicht, zu gut war er über die Schwäche des osmanischen Heeres informiert. Damit fallen auch die Folgerungen, die man daran geknüpft hat, vor allem die Anschauung, Ludwig habe die Ungläubigen ins Reich einbringen lassen, sich ihnen hier mit seinen Armeen entgegenstellen und dann zum Lohn für die Befreiung der Christenheit seine Erhebung auf den Kaiserthron durchsetzen wollen. Seine Absicht ging lediglich dahin, den Kaiser in die höchste Not zu bringen und zum Nachgeben zu zwingen, wie er denn auch gerade während der äußersten Bedrängnis Wiens seine Truppen zur Einschüchterung Spaniens in dessen Niederlande ein-

46 IV. Der Große Kurfürst. Begründung d. österr.-ungar. Staates
rücken ließ. Und dieses Ziel hat er erreicht, obschon Wien dank
der Hilfe aus Polen und dem Reich schneller, als man in Paris
erwartet hatte, entsetzt wurde. Denn auch nach der Befreiung
seiner Hauptstadt war Leopold I. zu einem Zweifrontenkrieg
nicht in stande, um so weniger als die Kurfürsten nachdrücklich
einen Ausgleich mit Frankreich verlangten. Der Regensburger
Waffenstillstand vom 15. August 1684 gewährte dem König auf
20 Jahre den Besitz der Reunionen einschließlich Straßburgs
mit Rehl und dazu Luxemburg.

Die Erpressertaktik hatte gesiegt, aber doch nicht ganz. Nicht
unwiderruflich, bloß auf Frist hatten Kaiser und Reich kapi-
tuliert. Und die Stimmung in Deutschland war völlig umge-
schlagen. Allgemein galt Ludwig XIV. als der Anstifter des
Türfeneinfalls. Die Behauptung, der französische König sei
der Hort der deutschen Freiheit, war erkannt worden als das,
was sie war, nämlich — um mit Lavisse zu reden — „eine alte
Lüge“. Frankreich hatte sich nicht nur alle Sympathien im
Reich verschert, sondern, was noch schwerer wog, auch seine al-
ten Bundesgenossen, die deutschen Fürsten, entfremdet.

IV. Der Große Kurfürst. Die Begründung des österreichisch-ungarischen Staates.

Die glückliche Durchführung der Reunionen hatte Lud-
wig XIV. nicht zuletzt der Haltung Brandenburgs zu verdan-
ken, ein Beweis für die Geltung, die Kurfürst Friedrich Wil-
helm sich errungen hatte, und zugleich für die Irrigkeit der
Auffassung, als ob er eine nationaldeutsche Politik getrieben
habe. Die „horussische“ Geschichtsbetrachtung, die den nationa-
len Beruf Preußens aus der Geschichte nachweisen wollte, die
Hohenzollern seit Kurfürst Friedrich I. zu Trägern des Reichs-
gedankens stempelte und ihnen eine „deutsche Politik“ zu-
schrieb, ist wissenschaftlich überwunden. Die Hohenzollern sind
ebenso große Partikularisten gewesen wie die Habsburger, Wit-
telshbacher oder Wettiner und wie sie darum nicht zu verur-
teilen. Bei der hoffnungslosen Aushöhlung und Erstar-
rung des Reiches war es ihre Aufgabe, den eigenen Staat mit
allen Mitteln innerlich zu einen und zu festigen und nach

außen zu heben und zu mehren. Gerade der Große Kurfürst hat sich dieser Aufgabe in einer für sein Haus und seinen Staat vorbildlichen Weise gewidmet und dabei alle anderen Rücksichten — auch auf Kaiser und Reich — ausgeschaltet. Er selbst hat es Mazarin gegenüber einmal als seinen Grundsatz ausgesprochen: „Wenn meine Ahnen das Interesse anderer Fürsten der Erhaltung ihrer Lande vorgezogen haben, so gestehe ich, daß ich mich von dieser Maxime entfernt habe, da ich mich in meinem Gewissen verpflichtet fühle, die Lande, die ich durch Gottes Gnade besitze, zu verteidigen; und wenn ich das tue, so sehe ich keinen Grund, weshalb mich irgend jemand tadeln könnte.“ Daß er damit auch dem allgemein-deutschen Interesse diene, ist ihm nicht bewußt geworden. Die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung war allerdings das Ergebnis dieser kraftvollen brandenburgisch-preußischen Sonderpolitik, aber keineswegs vor dem 19. Jahrhundert ihr Ziel.

Aus der nordöstlichen Grenzmark des Reiches hervorgegangen, durch die Askanier und die ersten Hohenzollern in die vorderste Reihe der deutschen Fürstentümer gestellt, hatte sich Kurbrandenburg im 16. Jahrhundert von den übrigen größeren deutschen Territorien nicht wesentlich unterschieden; an Umfang und Bedeutung wurde es damals noch von dem benachbarten und rivalisierenden Kursachsen überragt. Erst durch die ungefähr gleichzeitige Erbschaft in Ost und West, durch den Anfall Ostpreußens und der flevisch-märkischen Gebiete wuchs der Hohenzollernstaat über den engen landsmannschaftlichen Rahmen hinaus. Er erstreckte sich jetzt, wenn auch verzettelt und in Streulage, von der Memel bis über den Rhein und wurde dadurch in die großen europäischen Gegensätze und Kämpfe hineingezogen. Die schwere Belastungsprobe des Dreißigjährigen Krieges hatte der innerlich gespaltene und von einem schwachen Herrscher geleitete Staat nicht bestanden. Als Kurfürst Friedrich Wilhelm 1640 den Thron bestieg, war die ausgefogene Mark Brandenburg in Händen der Schweden, die rheinischen Lande von Holländern und Spaniern besetzt, Preußen von den Polen und Schweden bedroht.

Der erst Zwanzigjährige war am väterlichen Hofe geflissentlich den Geschäften ferngehalten worden, aber während eines länge-

48 IV. Der Große Kurfürst. Begründung d. österr.-ungar. Staates

ren Aufenthaltes in Holland bei seinen oranischen Verwandten hatte er nicht nur das Kriegshandwerk erlernt und Kenntnisse und Verständnis für alle Seiten des staatlichen Lebens erworben, sondern auch den Geist oranisch-kalvinistischer Weltpolitik in sich aufgenommen. Dieser war mit dem Übertritt seines Großvaters zum Kalvinismus im Hohenzollernhause noch nicht eingekehrt, er stand vielmehr zu der Schwerfälligkeit und Sattenscheu Johann Sigismunds und Georg Wilhelms in denkbar schroffstem Gegensatz. In den ersten Regierungsjahren tastete Friedrich Wilhelm unsicher zwischen den großen Mächten und den inneren Parteien hin und her und verstand sich sogar zu einer beträchtlichen Verringerung seines Heeres. Erst allmählich gewann er Vertrauen zum eigenen Können. Der Vermittlung Mazarin's hatte er es zu danken, daß er im Westfälischen Frieden von seinen pommerschen Ansprüchen Hinterpommern behauptete und für das an Schweden fallende Vorpommern mit Ramin, Minden, Halberstadt und der Anwartschaft auf Magdeburg entschädigt wurde. Trotzdem die Stifter seinen Besitz vorteilhaft abrundeten und eine Stappenstraße nach den rheinischen Gebieten bildeten, trotzdem das den Elbhandel und die nordostdeutschen Straßen beherrschende Magdeburg den Kurstaat politisch und wirtschaftlich stärkte und ihm das Übergewicht über den alten Nebenbuhler Sachsen verschaffte, ist dem Kurfürsten der Verzicht auf die Odermündungen und damit auf die Verbindung mit der See, deren Wert er in Holland kennen gelernt hatte, ungeheuer schwer geworden. Gerade in diesen Verhandlungen hat er eingesehen, daß Brandenburg neben und zwischen den Großmächten nur dann etwas bedeuten und durchsetzen könne, wenn es selbst eine Macht darstellte. Der Machgedanke wurde zum Leitstern seiner gesamten Politik.

Ihn hat er in seiner langen Regierung mit einer ungewöhnlichen Arbeitskraft, einer zähen Ausdauer und einem durch Mißerfolge nicht zu beugenden Unternehmungsgeist zu verwirklichen gesucht. Die Wege, die er dazu einschlug, waren der verwickelten Lage und seinem ungestümen Temperament gemäß wechselnd und vielverschlungen, indes an dem einmal gesteckten Ziel hielt er in dem Gewirr der Ereignisse mit eiserner

Energie fest. Auch er war Absolutist und von seiner göttlichen Berufung durchdrungen, aber die Frömmigkeit lähmte ihn nicht wie Leopold I., sondern spornte ihn an. Sein tiefes Verantwortlichkeitsgefühl bezeugt der Wahlspruch, den er seinen Söhnen einprägte: So will ich das Fürstenamt verwalten, daß ich es als des Volkes, nicht als meine Sache betrachte.

Der Machtgedanke hat auch seine innere Politik bestimmt. Friedrich Wilhelm hat nicht, wie früher angenommen wurde, von vornherein den Einheitsstaat und die Zentralisation der Verwaltung bewußt erstrebt. Die in seinen wiederholten Testamenten angeordneten Erbteilungen unter seine Söhne zeigen ihn vielmehr noch stark in den alten patrimonialen Anschauungen befangen. Die Notwendigkeit des Einheitsstaates hat sich ihm erst allmählich aus der Machtpolitik heraus ergeben. Denn wenn er seinen Staat zu einer Macht erheben wollte, dann mußte er seine nach Stammesart, Konfession und Wirtschaftszweigen verschiedenen Lande, die alle ein Sonderdasein führten und getrennte ständische Regierungen hatten, innerlich miteinander verschmelzen und seiner einheitlichen Fürstengewalt unterwerfen, dann mußte er vor allem ein nur von ihm abhängiges stehendes Heer schaffen.

Sein Streben lief auf eine „Revolution von oben“ hinaus, und es ist nicht zu verwundern, daß die Stände der einzelnen Gebiete sich dem mit Berufung auf das historische und formale Recht widersetzen. Sie wollten nicht verzichten auf die territoriale Abgeschlossenheit und das behagliche Stillesitzen in der auswärtigen Politik, auf das Indigenatsrecht, d. h. die Zusammensetzung der Regierung ausschließlich aus Einheimischen, auf die jährliche Steuerbewilligung und die Mitwirkung bei allen wichtigeren Maßnahmen. Sie vertraten ein partikularistisches und quietistisches Staatsideal und hatten kein Verständnis dafür, daß dieses überlebt war und den neuen, dem Staat gestellten Aufgaben nicht mehr genügte. Hierin liegt die Erklärung und die Bedeutung der Kämpfe mit den Ständen, die das zweite und dritte Jahrzehnt von Friedrich Wilhelms Regierung erfüllen.

Am schnellsten und leichtesten wurden sie in der Mark Brandenburg ausgetragen, wo die Dynastie fester verankert war als

50 IV. Der Große Kurfürst. Begründung d. österr.-ungar. Staates
in den erst vor kurzem erworbenen Landen. Der berühmte
Landtagsabschied („Rezeß“) von 1653 bezeichnet zwar außer-
lich angesehen keinen Erfolg des Kurfürsten. Er mußte dem
Adel seine alten Privilegien und Freiheiten, namentlich seine
obrigkeitlichen Rechte über die Bauern und die Leibeigenschaft
ausdrücklich bestätigen und erweitern. Aber mit diesen wirt-
schaftlich-sozialen Zugeständnissen erkaufte er die Geldebewilli-
gung für den Unterhalt der Armee, zunächst freilich nur auf
sechs Jahre. Jedoch war damit der Miles perpetuus, das ste-
hende Heer, gesichert. Die zeitliche Beschränkung, die später
verlängert wurde, blieb ebenso auf dem Papier wie die feier-
lich erneuerte Bestimmung, daß in der auswärtigen Politik
nichts ohne die Befragung der Stände geschehen dürfe. Seit 1653
ist in der Mark kein allgemeiner Landtag mehr zusammengetreten.

Erbitterter verlief der Kampf in Nebe-Mark. Hier war die
Stellung des Kurfürsten von vornherein erschwert dadurch,
daß seine Herrschaft noch eine provisorische war, denn der Teil-
ungsvertrag mit den in Jülich—Berg regierenden Pfalz-Neu-
burgern wurde erst 1666 endgültig. In dem Landtagsabschied
von 1649 mußte Friedrich Wilhelm vor den Ständen förmlich
kapitulieren, und in den nächsten Jahren wagten sie, gestützt
auf die Generalstaaten, sogar eine selbständige Politik gegen
ihn. Indes nach seinem Sieg im Nordischen Krieg erzwang er
1660 eine Revision des Abschiedes, die zwar den Ständen In-
digenat und Steuerbewilligung beließ, aber ihm das Recht der
Truppenwerbung unumschränkt zusprach.

Den hartnäckigsten Widerstand fand Friedrich Wilhelm in
Preußen, wo die Stände an Polen einen Rückhalt besaßen
und der Königsberger Schöppenmeister Hieronymus Roth zum
Märtyrer der alten Ordnung wurde. Mit der Abschüttelung
der polnischen Lehnshoheit wurde eine neue Verfassung nötig,
die der Kurfürst erst nach heftigen Kämpfen durchsetzen konnte.
1669 kam es fast zur offenen Empörung, zur Aufhebung und
Hinrichtung des Obersten von Kalkstein. Nach diesem warnen-
den Beispiel ließ der Adel seinen Widerspruch gegen die
Steuerbewilligung fallen, der Gegensatz zwischen Ritterschaft
und Städten verstärkte die Stellung des Kurfürsten noch. Auch
hier wurden die Steuern tatsächlich dauernd.

In den übrigen Territorien fügten sich die Stände ohne größere Schwierigkeiten. Ganz beseitigt wurde die ständische Verfassung nirgends, aber mit Ausnahme von Kleve-Mark zur faktischen Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. Aus der äußeren Politik waren die Stände völlig verdrängt, sie wurde gewissermaßen überterritorial und lag uneingeschränkt in der Hand des Kurfürsten.

Die Person des Landesherrn, die einheitliche Außenpolitik und das stehende Heer waren die wichtigsten Klammern für den sich bildenden brandenburgisch-preußischen Einheitsstaat. Auf die Armee hatten die Stände von Anfang an keinen Einfluß. War sie bisher eine Privatunternehmung der Obersten gewesen, so gestaltete sie Friedrich Wilhelm mehr und mehr zu einer staatlichen Einrichtung um. Sein Streben, die Offiziere zu Staatsbeamten zu machen, war nicht ganz von Erfolg gekrönt, da die niederen Offiziere zum Teil noch von den Obersten ernannt wurden. Die Mannschaften waren angeworbene Söldner. Ein stehendes Heer in unserem Sinne mit bestimmter Kriegs- und Friedensstärke war es noch nicht, in Friedenszeiten wurden die Truppen aus Sparsamkeitsrücksichten stets verringert. In seinen letzten Jahren hat er annähernd 28000 Mann aufstellen können bei einer Bevölkerung von ungefähr anderthalb Millionen, freilich nicht allein aus eigenen Mitteln. Infolge der Armut seines Landes und der Knappheit seiner Einnahmen war er für seine Kriegführung auf die Subsidien fremder Mächte angewiesen, ein Umstand, der auch auf seine äußere Politik schwerwiegend eingewirkt hat.

Die Begründung der Armee erforderte eine Neuordnung des Steuerwesens. Des Kurfürsten Plan, die direkte Grund- und Vermögenssteuer durch eine allgemeine indirekte und steigerungsfähige Abgabe zu ersetzen, scheiterte an dem Widerspruch des kurmärkischen Adels. So kam es zu einer verschiedenen Besteuerung von Stadt und Land: das platte Land zahlte die Kontribution, von der der Adel befreit war, in den Städten wurde, zuerst wahlweise, nach holländischem Muster die Akzise eingeführt, eine wesentlich indirekte Abgabe auf Verbrauchsartikel. Ähnlich wurde allmählich in den übrigen Gebieten das Steuerwesen organisiert; in Ostpreußen zahlte auch der Adel

von alters her die Grundsteuer, den hier sogenannten Generalhufenschuß. Erst damit ward eine Vereinheitlichung der Steuerverwaltung im Gesamtstaat ermöglicht. Militär und Steuern unterstanden in den einzelnen Provinzen den Kriegsz und Steuerkommissarien und durch sie der Zentralinstanz des Generalkriegskommissars in Berlin. 1674 wurde auch eine einheitliche Feldkriegskasse eingerichtet. Versuche zu einer Zentralisierung der gesamten Finanzverwaltung, zumal des Domänenwesens, blieben in den Anfängen stecken. Aber mit dem Kriegsz und Steuerwesen war die Verwaltungseinheit auf einem der wichtigsten Gebiete erreicht. Mit Recht hat Hinze die Armee das Rückgrat für den sich ausbildenden Staatskörper und für seine Verwaltungsorganisation genannt.

Das Heer war das Werkzeug der auswärtigen Politik. Schon die Zeitgenossen haben sie unruhig und unftet gescholten. Wegen der trüben Erfahrungen mit der Neutralitätspolitik seiner ersten Jahre vermied es Friedrich Wilhelm möglichst, neutral zu bleiben. Wie er nach seinen eigenen Worten in alle Allianzen im Reich eintrat, um über alle Vorgänge unterrichtet zu sein, so benutzte er jede Gelegenheit, um sich geltend zu machen und in ein größeres Ansehen zu setzen. Er konnte noch nicht selbst die Bahnen seiner Politik vorschreiben. Das kleine, zwischen übermächtige Nachbarn eingeklemmte Brandenburg mußte zwischen ihnen labieren, bald hie bald da Anschluß suchen, so wie es die Konstellation und das eigene Interesse geboten. Nicht mit Unrecht legte eine Flugschrift dem Kurfürsten die Worte in den Mund: Wer im Gewinn ist, mit dem halt' ich's. Aber bei all diesem Hin und Her hat er sich seiner Selbstständigkeit niemals begeben. In dem politischen Testament von 1667 rät er seinem Nachfolger, zwischen den Großmächten Schweden, Frankreich und dem Hause Österreich „allezeit die rechte Balance“ zu halten, fügt jedoch die berühmte Mahnung hinzu: „Allianzen seindt zwar gut, aber eigene Kräfte noch besser.“

Schon der Nordische Krieg von 1655 brachte ihn in eine höchst kritische Lage. Um sein Herzogtum Preußen nicht an den siegreich vorstürmenden Schwedenkönig zu verlieren, mußte er sich ihm anschließen und in dem demütigenden Vertrag von Königsberg (Januar 1656) die polnische Lehnshegheit gegen das

viel härtere Joch Karl Gustavs eintauschen. Indes durch eine elastische, die Wechselfälle des Krieges geschickt auszunutzende Diplomatie und durch sein Heer, das in der Warschauer Schlacht die Feuerprobe glänzend bestand, gelang es ihm, zuerst die schwedische und dann auch die polnische Anerkennung seiner Souveränität in Preußen zu erlangen. Durch den Vertrag von Wehlau (1657) trat er auf die Seite Polens und des mit ihm verbündeten Osterreich und entschied damit den gleichzeitigen Wahlkampf im Reich zugunsten Leopolds I. gegen Frankreich. Die Hoffnung auf die Behauptung des fast ganz eroberten Schwedisch-Pommern bereitete der Einspruch Mazzarins, in dem Frieden von Oliva mußte er sich mit einer kleinen Grenzberichtigung in Hinterpommern und der europäischen Anerkennung seiner preußischen Souveränität begnügen. Indes auch dieser halbe Erfolg ist nicht zu unterschätzen. Da das Ordensland nicht zum Reichsverband gehörte, erhob sich Friedrich Wilhelm jetzt als Herzog von Preußen über die anderen Reichsfürsten und zählte zu den europäischen Souveränen. Zu derselben Zeit, wo soviel deutscher Besitz im Norden und Westen an die Schweden und Franzosen eingebüßt war, wurde hier ein altes deutsches Land dem Deutschtum völlig zurückgewonnen. Geltung und Einfluß Brandenburgs waren durch den glücklichen Krieg beträchtlich gestiegen, des Kurfürsten Name war in der ganzen Welt bekannt.

Die unsichere Lage im Osten und besonders der unaufhaltsame Verfall Polens hielten ihn auch nach dem Friedensschluß dauernd in Spannung. Wenn es zu einer Auflösung und Aufteilung der Adelsrepublik kommen sollte, so war der Kurfürst gewillt, daran „Part zu haben“, das heißt Westpreußen an sich zu bringen. Als ihm 1661 polnischerseits eine Bewerbung um die Pfaffenkrone nahegelegt wurde, lehnte er nicht ab, nur den Übertritt zum Katholizismus wies er unbedingt von sich. Die Frage, ob ihm die polnische Krone Selbstzweck oder nur ein Mittel zur Sicherung Preußens, zur Abwehr polnischer Einmischgelüste war, wiegt nicht so schwer wie die Tatsache, daß er, ebenso wie 1644 bei seinen Bemühungen um die Hand der Königin Christine von Schweden, kein Arg darin fand, seinen Staat mit einem großen nichtdeutschen Reich zu verbinden,

wenn nur dadurch seine Macht gesteigert wurde. Der für ihn sehr bedrohlichen bourbonischen Kandidatur in Warschau beugte er 1667 durch einen Vertrag mit Frankreich vor, der ihn zur Neutralität in dem Devolutionskrieg verpflichtete.

Dieser Annäherung an Ludwig XIV. bereitete dessen Angriff auf Holland ein schnelles Ende. In klarer Erkenntnis der Gefahren, die eine Vernichtung Hollands über ihn, seine rheinischen Gebiete, das Reich und den Protestantismus heraufbeschwören mußte, zog er sofort den Generalstaaten zu Hilfe. Den ihm durch die Lage aufgedrungenen Separatfrieden von Woffem (1673) mit dem König brach er schon nach Jahresfrist, als die Bildung der Koalition einen günstigeren Verlauf des Krieges verheiß. Wie hoch Ludwig XIV. ihn als Gegner einschätzte, bewies er dadurch, daß er die Schweden auf ihn hetzte. In dem Schwedenkrieg von 1675/79 hat Friedrich Wilhelm seine schönsten Lorbeeren gepflückt. Nach dem Sieg von Fehrbellin (28. Juni 1675), den sein Heer ohne fremde Unterstützung über einen bisher als unüberwindlich geltenden Feind erfocht, begrüßte ihn ein Volkslied mit dem von der Geschichte bestätigten Ehrennamen des „Großen Kurfürsten“. Der Fortgang des Feldzuges, die Eroberung Pommerns mit seinen Festungen und der Marsch über das gefrorene Haff, entsprach dem glücklichen Beginn. Jetzt glaubte er Pommern ein für allemal in der Hand zu haben, als ihm die französische Diplomatie wiederum den Siegespreis entriß. Ohne Rücksicht auf ihn hatten Kaiser und Reich in Nymwegen Frieden geschlossen. Allerdings konnten sie sich dabei auf eine von ihm selbst in das Kriegsbündnis hineingebrachte Klausel stützen, aber mit Recht führte Friedrich Wilhelm dieses Instilllassen auf die österreichische Eifersucht und Abneigung gegen einen Machtzuwachs Brandenburgs zurück. Damals soll in Wien das Wort gefallen sein, es liege nicht im Interesse des Kaisers, daß an der Ostsee ein neuer Vandalenkönig ersthe. Völlig isoliert und von dem französischen Vorrücken über die Weser in seinem Besitz ernstlich bedroht, mußte sich der Kurfürst den gallischen Bedingungen fügen. Der Friede von St. Germain (29. Juni 1679) gewährte ihm bloß den von den Schweden 1648 behaupteten kleinen Strich auf dem rechten Oderufer und ihren An-

teil an den hinterpommerschen Seezöllen. Es war eine gänzliche Niederlage nach vierjährigem siegreichem Krieg.

Im begreiflicher Enttäuschung und Erbitterung über seine Verbündeten, zumal den Kaiser, warf Friedrich Wilhelm in jähem Ruch das Staatssteuer um und suchte den engsten Anschluß an den bisherigen Feind, an Frankreich. In der Allianz vom Oktober 1679 verpflichtete er sich, dem König den Truppenzug und erforderlichenfalls auch die Besetzung seiner Festungen zu gestatten und bei der nächsten Kaiserwahl für ihn, den Dauphin oder einen von Frankreich benannten Kandidaten zu stimmen, wofür ihm der Bourbon die Garantie seines Besitzstandes und ein Jahrgeld von 100 000 Livres verhielt. Durch erneute Verträge wurde das Verhältnis in den folgenden Jahren noch fester geknüpft. Leicht ist dem Kurfürsten der Entschluß, sich unter das französische Joch zu beugen, nicht gefallen, und sein starkes evangelisches Empfinden mußte er ganz beiseite stellen. Über die Gründe hat er sich selbst ausgesprochen: angesichts des französischen „Arbitriums“ und seiner Vereinsamung glaubte er nur in der Freundschaft und Allianz mit Ludwig XIV. Sicherheit zu finden, und für den Unterhalt seines Heeres waren bei seiner Finanznot französische Subsidien unentbehrlich.

Tatsächlich befreite ihn das Bündnis aus der bedrohlichen Isolierung und ermöglichte ihm wieder eine aktive Außenpolitik. Die reichlichen Jahrgelder kamen nicht allein seiner militärischen Rüstung, sondern auch seiner Wirtschaftspolitik zu statten. Ganz im Geiste seines merkantilistischen Zeitalters hatte er sich von vornherein, soweit es seine kärglichen Mittel erlaubten, die Hebung und Vermehrung von Handel und Industrie, den Bau von Straßen und Kanälen angelegen sein lassen. Aber als die „bornehmsten Säulen“ des wirtschaftlichen Aufschwungs galten ihm die „Kommerzien“, d. h. der überseeische Handel. Seine alten, wohl schon in Holland gefaßten Kolonial- und Seemächtspläne führte er jetzt mit französischem Golde aus. Eine kleine Flotte wurde geschaffen, eine afrikanische Handelskompanie ins Leben gerufen und an der Guineaküste eine Kolonie, Großfriedrichsburg, erworben. In des für den menschen- und kapitalarmen Binnenstaat war das

Unternehmen verfrüht und uferlos, darum hat es König Friedrich Wilhelm I. nach dem Bankrott der Gesellschaft wieder aufgegeben und die Kolonie 1721 an die Holländer verkauft.

Jedoch den Hauptvorteil von dem Bündnis hatte Ludwig XIV. Denn der Hohenzoller deckte ihm während der Revolutionen den Rücken gegen die Kriegsgelüste in Deutschland und unterstützte dadurch den Raubzug. Mit allen Mitteln sträubte er sich gegen einen neuen Reichskrieg in der richtigen Überzeugung von seiner Ausichtslosigkeit, der Regensburger Stillstand war in erster Linie Friedrich Wilhelms Werk. Daß er mit dieser Haltung die nationale Sache preisgegeben hat, unterliegt keinem Zweifel. Deswegen ist sein Anschluß an Frankreich immer wieder als ein dunkler Fleck, wenn nicht gar als Verrat gebrandmarkt worden. Die Erklärung ist auch hier in den brandenburgischen Sonderinteressen zu suchen. Sein „vornehmstes Absehen“ bei der Anlehnung an Ludwig war, wie er selbst schrieb, „Frankreich von Schweden abzuziehen“. Was ihm zweimal gegen Frankreich mißlungen war, die Erwerbung Vorpommerns, das hoffte er jetzt im Bunde mit Frankreich zu erreichen. Stettin war für ihn und seinen Staat wichtiger als Stralsburg. Betrachtete er doch Pommern als „die Vormauer unseres Kurfürstentums und die *linea correspondentiae* unseres Estats in Preußen“, an den Besitz der Obermündungen waren seine See- und Handelspläne geknüpft. Die Rechnung hat sich als falsch erwiesen, Ludwig XIV. war nicht gewillt, den alten Verbündeten seiner Krone, Schweden, fallen zu lassen. Als der Kurfürst erkannte, daß der König seine Wünsche nur hinhalten, aber nicht erfüllen wollte, rückte er langsam von ihm ab und leitete einen abermaligen Umschwung seiner Politik ein.

Den letzten und stärksten Anstoß dazu gab die Vertreibung der Hugenotten aus Frankreich durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes, die er sofort mit dem Edikt von Potsdam (8. November 1685) erwiderte. Er bot seinen unglücklichen Glaubensgenossen eine Freistadt in seinen Landen an und gewann in den 15—20000 „Refugiés“, die seiner Einladung folgten, Pioniere des geistigen und wirtschaftlichen Lebens. Schon vorher hatte er in Verbindung mit Holland Verhand-

lungen mit dem Kaiser angeknüpft. Sie wurden erschwert durch die hohenzollernschen Ansprüche auf die schlesischen Fürstentümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau und die österreichische Weigerung, sie herauszugeben. Endlich erklärte Friedrich Wilhelm sich mit der Abtretung des kleinen Kreises Schwiebus zufrieden und unterzeichnete auf dieser Basis 1686 ein 20-jähriges Schutzbündnis mit Leopold I., nicht ahnend, daß sein mit ihm zerfallener Erbe dem Habsburger vorher die Rückgabe von Schwiebus zugesichert hatte. Vollendet wurde der Systemwechsel durch eine Verständigung mit Schweden. Mit dieser Neuorientierung hat er der brandenburgisch-preußischen Politik auf ein halbes Jahrhundert die Richtung gewiesen. Er selbst sollte den heraufziehenden Krieg mit Frankreich nicht mehr erleben, am 9. Mai 1688 ist er an der Wassersucht gestorben.

Über die Bedeutung Friedrich Wilhelms kann keine Meinungsverschiedenheit bestehen. Den brandenburgisch-preußischen Einheitsstaat hat er noch nicht geschaffen und nicht schaffen wollen, aber er hat in Heer und Beamtentum die beiden Fundamente gelegt, auf denen er von seinem Enkel errichtet worden ist. Den Willen zur Macht und zur Großmacht hat erst er seinem Staate und seinem Hause eingefloßt. Er ist von der überlieferten Hauspolitik zu einer Staats- und Machtpolitik fortgeschritten. Von ihm ist der vordem wenig beachtete Hohenzollernstaat zu einem Faktor der europäischen Politik erhoben worden, mit dem alle, auch die Großmächte rechnen mußten. Mit dem Großen Kurfürsten beginnt der stolze Aufstieg Brandenburg-Preußens; sein Sohn hat mit der Erwerbung der Krönungskrone nur die Summe seines Lebenswerkes gezogen.

Die kleinen deutschen Höfe klagten schon über „den immer tiefer ins Reich dringenden brandenburgischen Dominat“, und dem katholischen Hause Habsburg war ein protestantischer Nebenbuhler um die Führung in Deutschland erstanden. An Umfang und Macht konnte sich zwar Brandenburg-Preußen mit dem alten Österreich noch nicht messen, aber in einer anderen Hinsicht hatte es einen gewaltigen Vorsprung: es war ein rein deutscher Staat, während der Habsburgerstaat gerade jetzt immer mehr aus dem Reiche herauswuchs.

58 IV. Der Große Kurfürst. Begründung d. österr.-ungar. Staates

Diese Entwicklung war schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts angebahnt worden, als Ferdinand I. nach der Schlacht von Mohács (1526) Böhmen und Ungarn von seinem Schwager Ludwig II. erbt. Jedoch der Besitz von Ungarn war lange Zeit bloß ein nomineller und eine offene Wunde am Staatskörper geblieben. Tatsächlich hatte ihn die Türkei auf einen schmalen Grenzstreifen bis zur Raab und Waag beschränkt, und die Kaiser konnten ihr weiteres Vordringen nur durch Tributzahlungen verhüten. Dann hatten Verfall und Weiberrherrschafft die Pforte gelähmt, bis unter dem Bezirat der Köprülü um 1650 der wiedererwachte osmanische Angriffsgeist den Südosten Europas aus neue in Flammen setzte. Nach 24jährigem Ringen wurde 1669 den Venetianern die Insel Kreta entrissen, 1676 den Polen das größte Stück von Podolien und der Ukraine genommen; schon vorher, 1660, war Siebenbürgen unter türkische Botmäßigkeit gebracht. Damit hatte die Türkei ihre größte Ausdehnung in Europa erlangt. Für den Kaiser bedeuteten diese Fortschritte eine um so ernstere Gefahr, als ein Teil seiner ungarischen Untertanen in dem Sultan von jeher ihren Verbündeten gegen die katholisch-absolutistischen Bestrebungen der Hofburg sah. Die blutige Niederwerfung der Magnatenverschwörung von 1670 und der Versuch, die ungarische Verfassung im monarchischen Sinne umzugestalten, entfesselten den Bardenkrieg der sogenannten Kuruzzen. Ihr Führer, der junge, volkstümliche Graf Emmerich Tököly, stand wie mit dem Sultan so mit Ludwig XIV. in enger Verbindung. Die schwächliche Nachgiebigkeit Leopolds I. gegen die Aufrührer trug wesentlich zu dem Kriegsentschluß Kara Mustaphas von 1683 bei. Die Kuruzzen bildeten die Vorhut des ungeheuren Heeres, mit dem er die österreichischen Erblande überschwemmte.

Indes an den Wällen Wiens brach sich diese letzte große Expansion des Osmanentums, dank der heldenmütigen Verteidigung Rüdigers von Starhemberg und dem rechtzeitigen Entschluß durch den Polenkönig Johann Sobieski und die Reichstruppen. Die furchtbare Gefahr hatte Katholiken und Protestanten zum Schutz des Christentums und der abendländischen Kultur geeint. Wegen der Reunionen und der Parteikämpfe am Kai-

serhof wäre es fast wiederum zu einem schmähligen Vergleich mit der Pforte gekommen, bis der türkische Hochmut die Hofburg zur Fortführung des Krieges zwang. Durch die tatkräftige Unterstützung Max Emanuels von Bayern und anderer Reichsfürsten, seit 1686 auch Brandenburgs, und der unter päpstlichem Protektorat mit Polen und Venedig abgeschlossenen heiligen Liga gestaltete er sich zu einem glänzenden Siegeszuge der kaiserlichen Waffen. Eine ungarische Stadt nach der andern fiel, 1686 die Landeshauptstadt Ofen, die nahezu 150 Jahre unter dem Halbmond gestanden hatte. Im nächsten Jahre wurden die Türken bei Mohács entscheidend geschlagen und Siebenbürgen und Slawonien unterworfen. Damit war fast ganz Ungarn befreit, und auf dem Reichstag von Preßburg (1687/88) wurden die politischen Folgen gezogen. Aus Rücksicht auf seinen Krönungs Eid widersetzte sich Leopold der Versuchung, Ungarn zu einer österreichischen Provinz herabzudrücken, es behielt seine Selbständigkeit unter Verzicht auf das bisher vom Adel behauptete Widerstandsrecht und unter Anerkennung der Erblichkeit der Stefanskrone im Mannesstamm des Habsburgerhauses. Am 8. Dezember 1687 wurde Leopolds ältester Sohn, der erst neunjährige Erzherzog Josef, zum ungarischen Erbkönig gekrönt.

Erst jetzt war Ungarn wirklich für Habsburg gewonnen und die österreichisch-ungarische Monarchie begründet. Sie verschob ihr Schwergewicht mehr und mehr nach Osten und fand in der Donau ihre geographische Einheit. Die Erfolge waren nicht dem Kaiser, sondern seinen Feldherren Karl von Lothringen, Ludwig von Baden und dem bairischen Kurfürsten zuzuschreiben, aber auch Leopold I. war ein anderer geworden. Langsam war er in seine Stellung und Aufgabe hineingewachsen, sein Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen hatten zugenommen. Der frühere Kleinmut war gewichen, statt dessen erfüllte ihn jetzt nach den Siegen und der Sicherung der Thronfolge ein unerbüßlicher Glaube an die Zukunft des Hauses Oesterreich. Er erinnert hierin an seinen Vorfahren Friedrich III., wie dessen so hat auch seine Zähigkeit der Dynastie reiche Früchte getragen. Deutlich offenbarte sich der Umschwung in der Geltung Habsburgs, als 1690 der junge Josef

einstimmig zum Römischen König erkoren wurde, ohne daß Ludwig XIV. auch nur den ernstlichen Versuch machen konnte, die Wahl zu verhindern. Durch das Aufheben der Türken gegen Wien hat er selbst den Habsburgern die Bahn zum Aufstiege bereitet. Die Entscheidungen auf den Schlachtfeldern Ungarns waren nicht nur ohne, sondern auch gegen Frankreich gefallen und hatten eine Abwandlung der europäischen Lage zu seinen Ungunsten herbeigeführt. Insofern bezeichnet das Jahr 1688 eine große europäische Krisis.

Die deutsche Politik Ludwigs ist voll von Fehlern und Frankreich zum Verhängnis ausgeschlagen. Seine Eroberungskriege und die Reunionen peitschten das deutsche Nationalgefühl auf und trieben die deutschen Fürsten, die bewährten und wertvollsten Verbündeten gegen das Erzhaus, in die Arme des Kaisers. Durch seine Stellung in der pommerschen Frage machte er sich Brandenburg zum Feind, ohne Schweden auf seiner Seite festhalten zu können. In Oesterreich-Ungarn war ihm, wenn auch noch kein ebenbürtiger, so doch ein sehr gefährlicher Gegner erwachsen. Und eine für Frankreich und ganz Europa noch folgenreichere Wendung vollzog sich in denselben Jahren in England.

V. Die englische Revolution von 1688.

Wilhelm III. von Oranien.

Oliver Cromwell war am 3. September 1658 gestorben, ihm folgte sein Sohn Richard. Jetzt zeigte es sich, daß das Protektorat nur auf die große Persönlichkeit des einen Mannes zugeschnitten war. Richards Unfähigkeit und der wieder erwachende Streit zwischen bürgerlicher und militärischer Gewalt drohten England in ein neues Chaos versinken zu lassen. Allgemein dämmerte die Erkenntnis, daß die alte Verfassung die beste sei, daß das Königtum fest in den Grundgesetzen des Landes verankert und zur Ausführung der parlamentarischen Verfassung unentbehrlich war. General Monk erzwang mit seiner schottischen Armee die Entscheidung. Im Mai 1660 wurde der Sohn Karls I. vom Parlament zurückgerufen. Hatten sich einst zur Abschaffung des Königtums Pres-

byterianer und Independenten zusammengeschlossen, so war die Restauration das gemeinsame Werk von Anglikanern und Presbyterianern. Die alte Verfassung wurde wiederhergestellt, die Vertreter Schottlands und Irlands schieben aus dem Parlament aus, das Cromwellsche Heer wurde durch die Miliz ersetzt.

König Karl II. fehlten für seine schwere Aufgabe die wichtigsten Eigenschaften. Durch und durch unwahr, sitten- und gewissenlos sah er in dem Thron eine Freistatt für ein ungezügelttes Genußleben, unbelehrt durch die Revolution, wollte er Ludwig XIV. nachahmen und das Parlament beiseite schieben. Indes hierzu versagte ihm auch dessen royalistische Mehrheit die Gefolgschaft. Zwar verband sie sich mit ihm zur unbarmherzigen Verfolgung der Königsrichter von 1649 und der Presbyterianer, aber die immer deutlicher zutage tretende Hinnneigung Karls zur katholischen Kirche und seine absolutistischen Gelüste entfachten schon bald den Gegensatz aufs neue. 1673 erzwang das Parlament in der Testakte die Ausschließung aller Nichtanglikaner von den Staatsämtern, den Mißbrauch der Gerichtsgewalt beantwortete es 1679 mit der heute noch gültigen Habeas corpusakte, die den einzelnen gegen willkürliche Verhaftungen sicherte. Die Kämpfe verschärften sich noch, als der Thronfolger, Karls Bruder Jakob, Herzog von York, zum Katholizismus übertrat und in zweiter Ehe eine streng katholische Prinzessin von Modena heiratete. Damals sind die beiden großen Parteien Englands entstanden, die Tories und die Whigs — beide Bezeichnungen ursprünglich Spottnamen. Die Tories umfaßten die royalistisch-anglikanische Kreise, sie traten für die dynastische Erbfolge ohne konfessionelle Rücksichten, für die ausschließlichen Rechte der anglikanischen Kirche, die königliche Prerogative und den leidenden Gehorsam ein. Die Whigs setzten sich aus den Presbyterianern zusammen und verfolgten die protestantische Thronfolge, die Gleichstellung der Dissenters, die Parlamentsrechte und das Widerstandsrecht.

Der Zwist zwischen König und Parlament wirkte auch auf die auswärtige Politik ein, die unter Karl II. geradezu von den inneren Verhältnissen abhängig wurde. Außerstande, das Parlament auszuschalten, suchte sich der König durch finanzielle Selbständigkeit dessen Macht zu entziehen. Und diese Mög-

lichkeit bot ihm der Anschluß an Frankreich. Nirgends fanden die Geldlockungen Ludwigs XIV. einen so empfänglichen Boden wie bei dem Stuart, der von dem Bourbonen zugleich Unterstützung seiner kirchlichen Restaurationspläne erhoffte. So kam es bereits 1662 zu dem Verkauf Dünkirchen an Frankreich. Karls Beitritt zu der Tripelallianz von 1667/68 war von vornherein nicht aufrichtig gemeint, schon nach 2 Jahren kehrte er durch den Geheimvertrag von Dover (Juni 1670) in die Klientel Ludwigs zurück und stellte ihm gegen Subsidien Hilfstruppen für den niederländischen Krieg. Im britischen Volk, wo die Erinnerung an die große Zeit des Protektorats noch lebendig war, wurde dieses Nachlaufen Frankreichs als Würdelosigkeit und als Gefahr für den englischen Protestantismus empfunden. 1674 setzte das Parlament die Lösung des Bündnisses und den Frieden mit den Generalstaaten durch, aber bereits 1681 ließ sich der König durch Handsalben wiederum an die Seite Ludwigs fesseln.

Ganz indessen wurden die Bahnen Elisabeths und Cromwells nicht verlassen. Die überseeische Expansion ging auch unter der Restauration weiter. Die Vermählung Karls mit einer portugiesischen Infantin, die Ludwig XIV. in seiner anti-spanischen Politik vermittelt hatte, festigte den englischen Einfluß in dem kleinen Pyrenäenstaat und brachte dem König als Mitgift Bombay und das freilich 1684 wieder aufgegebene Sanger. Einig waren König und Volk in dem Gegensatz zu Holland. Der Minister und spätere Oppositionsführer Shaftesbury hat die Republik 1673 den ewigen Feind Englands genannt und Catos Wort „Carthago est delenda“ auf sie angewendet. Die Kriege von 1665—1667 und 1672—1674 verliefen zwar für England wegen der inneren Zwistigkeiten nicht sehr ruhmvoll, de Ruyters Flotte erschien 1667 in der Themse, aber in dem Frieden von Breda behauptete es New-Jersey und das in NeuYork umgetaufte Neu-Amsterdam, den besten Hafen Nordamerikas und zugleich das Bindeglied zwischen den nördlichen und südlichen Kolonien, und 1674 mußten die von Ludwig XIV. schwer bedrängten Niederländer endgültig auf ihre nordamerikanischen Besitzungen verzichten. In diesen Jahren wurde das britische Kolonialreich noch durch Karolina (1663)

und Pennsylvanien (1682) vermehrt, jenes eine Schenkung des Königs an eine Günstlingsgruppe, dieses eine Gründung des Quäkers William Penn, der, wie vor ihm die Puritaner, hier seinen überall verstoßenen Glaubensgenossen eine neue Heimat schuf. Der englische Besitz in Nordamerika erstreckte sich jetzt vom St. Lorenzstrom bis an die Grenzen von Florida. Die Aufschrift einer 1670 geprägten Münze „Diffusus in orbe Britannicus“ war nicht übertrieben.

Aber die Stellung und das Ansehen Englands in Europa erfuhren hierdurch keine Stärkung, sie wurden auch durch den Thronwechsel von 1685 nicht gehoben. Denn obwohl sich Jakob II. nicht so wie sein Bruder ins französische Schlepptau nehmen ließ und ein Schutz- und Trutzbündnis ablehnte, der innere Hader erreichte unter ihm den Höhepunkt. Nicht so gewandt und durchtrieben, aber zäher und hartnäckiger als Karl II. verfolgte er das Ziel, die Herrschaft der römischen Kirche und den Absolutismus wieder aufzurichten. Dieses Streben fettete ihn je länger desto mehr an den Bourbonen und machte den englischen Verfassungskampf dadurch zu einer Frage der europäischen Politik.

So betrachtete ihn Wilhelm von Oranien, der als ältester Eidam des söhnelosen Königs der nächste Thronanwärter war. Seine „sozusagen internationale Natur“ (Ranke) lebte und webte in dem Gegensatz zu Ludwig XIV., in dessen Machtstellung er eine tödliche Gefahr nicht nur für die Niederlande und den Protestantismus, sondern für die Freiheit ganz Europas erblickte. Die Beseitigung der französischen Vorherrschaft und die Begründung eines europäischen Gleichgewichtes war die Aufgabe, zu der er sich von der Vorsehung für berufen hielt, und die er mit gleichgroßer Umsicht, Festigkeit und Ausdauer auch gelöst hat. Aus innerster Überzeugung und aus politischen Motiven war er, der gläubige Calvinist, ein Vorkämpfer der Toleranz. Nur von einer europäischen, Katholiken und Protestanten umfassenden Koalition konnte der Sonnenkönig besiegt werden, sie zusammenzubringen war die Arbeit und der Erfolg seines Lebens. Er erkannte, daß ein französisch-englischer Block Ludwig XIV. unangreifbar und unüberwindlich machen werde, und daß darum der Kampf gegen ihn in Eng-

64 V. Die engl. Revolution von 1688. Wilhelm III. von Oranien land einzusetzen habe. Deshalb trat Oranien jetzt an die Spitze der Opposition gegen seinen Schwiegervater.

Durch die eigenmächtige Aufhebung der Testakte entfremdete sich dieser auch die Tories, und als die späte Geburt eines katholischen Thronerben im Juni 1688 die Aussicht auf eine Änderung zerstörte, forderten die Führer beider Parteien Wilhelm auf, mit einem Heer nach England zu kommen, in der Überzeugung, daß nur dadurch die innere Ruhe und äußere Sicherheit des Landes gewährleistet seien. Nachdem Oranien die Generalstaaten für den Plan gewonnen hatte, setzte er im November mit 13000 Mann nach England über. Auf der Fahne seines Schiffes standen die Worte: „Für die protestantische Religion, für ein freies Parlament.“ Der kurz zuvor erfolgte Angriff Frankreichs auf das Deutsche Reich erleichterte sein Unternehmen, deutsche Fürsten, Brandenburg, Braunschweig und Hessen deckten durch Truppenaufstellungen Holland gegen einen etwaigen Einfall Ludwigs XIV. Insofern hat man die englische Revolution von 1688 als ein Werk des europäischen Protestantismus bezeichnen können.

Nach anfänglichem Zögern gab König Jakob durch seine überstürzte Flucht nach Frankreich selbst seine Sache verloren und trieb seine letzten Anhänger ins feindliche Lager. Der Umsturz verlief völlig unblutig. Ein „Konventionsparlament“ erklärte 1689 auf Grund eines Kompromisses zwischen den beiden Parteien den Thron durch Jakobs Verfassungsbruch für erledigt, seinen Sohn für einen Bastard und übertrug die Krone Wilhelm III. und seiner Gemahlin Maria. So blieb auch jetzt, wie stets in der englischen Geschichte, der historische Zusammenhang gewahrt. In der „Declaration of rights“ wurden die Verfassungsverletzungen der Stuarts als ungesetzlich aufgehoben und die Parlamentsrechte, vor allem das alleinige Steuerbewilligungsrecht des Unterhauses, festgelegt. Die Leistung des Huldigungseides wurde durch eine kleine Abänderung auch den Katholiken ermöglicht, die aber auf Grund der Testakte nach wie vor von dem Parlament und den Ämtern ausgeschlossen blieben. Die bald darauf erlassene Toleranzakte beseitigte alle Zwangsgesetze gegen die protestantischen Dissenters und gewährte ihnen das Recht der freien Ausübung

ihrer Gottesdienstes. Nur in Schottland, der Heimat seines Geschlechtes, und zumal in dem katholischen Irland besaß der gestürzte König noch einen Rückhalt. Indes die von Ludwig XIV. nur lau unterstützte irische Erhebung brach 1690 in der Schlacht am Boynefluß zusammen, nach dem Fall von Limerick (1691) war Wilhelm unbestrittener Herr in allen drei Reichen. Die Unterwerfung und Knechtung Irlands ward jetzt vollendet. Die Toleranzgesetze fanden auf die grüne Insel keine Anwendung, ihre aufblühende Wollindustrie, und damit die wirtschaftliche Zukunft des Landes, wurde von dem englischen Konkurrenzneid dem Ruin preisgegeben.

Während auf dem Festland der Absolutismus zum Träger der neuen Staatsgestaltung wurde und das ständische Element zurückdrängte, haben die Verfassungskämpfe in England auf Grund seiner geographischen Lage und historischen Entwicklung zu dem entgegengesetzten Resultat geführt. Die „glorious revolution“ von 1688 hat die von der ersten Revolution eingeleitete Entwicklung zum Abschluß gebracht und das Jure divino-Königtum beseitigt. Sie bezeichnet den endgültigen Sieg des Parlamentes über das Königtum, aber noch nicht den reinen Parlamentarismus. Er ist erst im 18. Jahrhundert unter der hannoverschen Dynastie durchgedrungen. Wilhelm III. hatte noch die Initiative in der Hand, auch das parlamentarische Ministerkabinett hat sich erst nach seiner Regierung ausgebildet. Indes das jetzt jährlich zusammentretende Parlament dehnte seine Befugnisse immer weiter aus, zu der wichtigsten, dem Budgetrecht, erlangte es auch die Verfügung über das Heer. Die sogenannte Mutereibill band die Unterhaltung und Stärke der Armee an die jährliche Bewilligung des Parlamentes. Dieses Gesetz ist bis zum Weltkrieg die Grundlage des britischen Militärwesens geblieben. Eben in diesen Jahren begründete John Locke in seinen two treatises on government die später von Montesquieu übernommene und verbreitete Lehre von der Gewaltenteilung zwischen der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt. Ganz ohne Reibungen zwischen König und Parlament hat sich die Entwicklung nicht vollzogen, aber zu ernstlichen Erschütterungen ist es seit 1688 im englischen Staatsleben nicht mehr gekommen, im Gegensatz zu allen anderen

europäischen Ländern. Beliebt war Wilhelm III. in seinem neuen Reiche nicht, sein kaltes, verschlossenes Naturell vermochte nicht sich die Herzen seines Volkes zu gewinnen; er wurde immer als ein Fremder betrachtet. Da seine Ehe kinderlos war und seine Gemahlin schon 1694 starb, bestimmte die Sukzessionsordnung von 1701 die Nachfolge seiner Schwägerin Anna, der jüngeren Tochter Jakobs II., und wenn auch sie ohne Deszendenz sterben sollte, der Kurfürstin Sophie von Hannover, einer Enkelin Jakobs I., und ihrer Erben. Die Ausschließung der katholischen Stuarts wie jedes anderen katholischen Hauses vom Thron wurde ausdrücklich erneuert.

So wurde England allmählich zu einer Aristokratie, denn eine Volksvertretung im heutigen Sinne ist das Parlament bis zur Reform von 1832 nicht gewesen. Das Oberhaus, das schon damals an Macht und Bedeutung vor dem Unterhause zurücktrat, setzte sich aus dem hohen Adel und dem Episkopat zusammen, das Wahlrecht zum Unterhaus war an Zensus und Grundbesitz geknüpft. Die kleinen Wahlsteden, die später so berühmten „rotten boroughs“, waren völlig in Händen des Adels, aber auch die meisten der übrigen Wahlstede wußte er durch Patronat, Kauf oder offene Gewalt an sich zu bringen. Nach einer Berechnung von 1793 wurden damals nicht weniger als 307 Unterhausmitglieder vom Adel einfach ernannt. Nun war freilich der englische Adel niemals ein abgeschlossener Stand. Wie der Hochadel (nobility) durch die königliche Verleihung der Peerage immer wieder ergänzt wurde, so rechneten zu dem niederen Adel, der gentry, auch die aufstrebenden Elemente des Bürgertums. Einen eigentlichen Offiziersstand gab es nicht. Die mittelalterliche Gesellschaftsordnung ist in keinem anderen europäischen Großstaat so früh durchbrochen worden wie in England. Und in der Selbstverwaltung besaß die gentry eine politische Schule ersten Ranges.

Das Wirtschaftsleben nahm nach der Wiederherstellung des inneren Friedens, mit der Ausschaltung der Holländer und der Ausdehnung des Kolonialreiches einen neuen zukunfts-vollen Aufschwung. Die Finanzen wurden schnell in Ordnung gebracht. Die Staatseinnahmen beruhten auf den Zöllen, progressiven Verbrauchssteuern und einer jährlich vom Parlament

bewilligten Grundsteuer. Die Grundlage des britischen Staates war noch agrarisch, und der so oft gegen den Merkantilismus erhobene Vorwurf, er habe die Landwirtschaft den Interessen von Handel und Gewerbe geopfert, trifft in dieser schroffen Form für das England des 17. Jahrhunderts nicht zu. In der Pflege von Viehzucht und Körnerbau war die englische Landwirtschaft damals geradezu vorbildlich. Allerdings traten Handel und Industrie immer mehr in den Vordergrund. 1694 wurde die Bank von England geschaffen, die der Regierung die Aufnahme von Anleihen ermöglichte. Sie wurde die Basis von Englands finanzieller Größe. Bald darauf wurde das Münzwesen durchgreifend reformiert.

Noch herrschten die merkantilistischen Anschauungen, aber da die englische Industrie für ihre Erzeugnisse der Erschließung neuer Absatzmärkte bedurfte, bahnten sich zuerst in der Praxis und dann auch in der Theorie eine Abkehr vom Merkantilismus und eine Hinneigung zum Freihandel an. Sie entsprang derselben Ablehnung der Bevormundung und Ullgewalt des Staates, die sich auf politischem Gebiet in den Verfassungskämpfen und der Revolution, auf religiösem in dem Ringen um die freie Religionsübung äußerte. Die Summe zog John Locke, wenn er dem Staate nur die Aufgabe zuwies, Eigentum und Freiheit zu schützen. Die Beseitigung der Zensur ließ alle Richtungen zu Worte kommen. Neben der Staatslehre wandte sich das wissenschaftliche Denken vor allem den Naturwissenschaften zu. In Robert Boyle, dem Begründer der experimentellen Chemie, und in seinem größeren Zeitgenossen Isaac Newton brachte England Bahnbrecher der modernen Naturforschung hervor. Gleichzeitig schufen Lord Clarendon und der Bischof Burnet in ihren Werken über die Restauration und Revolution eine neue, für England bezeichnende Art der Geschichtsschreibung, die Parteigeschichtsschreibung.

Wie den Kontinent hatten sich französische Bildung und französischer Geschmack auch die britischen Inseln unterworfen, der Hof Karls II. war in jeder Beziehung ein Ableger von Versailles. Der auf seinen Gütern hausende Landadel gab sich freilich noch lange einem derben Genußleben ohne geistige Interessen hin. Das Drama hielt sich von dem französischen

Einfluß fast ganz frei, die Architektur war, wie der Bau der St. Paulskirche zeigt, noch von der Renaissance abhängig, und die größte Dichtung der Zeit, Miltons Verlorenes Paradies ist ein unvergänglichcs Denkmal des Puritanertums. Aber die starke Reaktion gegen die Fremdherrschaft setzte erst im 18. Jahrhundert ein, mit dem Freidenkertum und den moralischen Wochenchriften, mit der nationalen Dichtung, besonders dem Roman, und der nationalen Gartenkunst.

So ist das parlamentarische England in Staats- und Gesellschaftsform und bald auch in seiner Kultur das Gegenstück zu dem Frankreich Ludwigs XIV. Und mit dem Jahre 1688 hebt auch das säkulare, politische Ringen der beiden Länder an. Der bisherige Gegner Britanniens, Holland, war unschädlich gemacht. Aus der Personalunion unter Wilhelm III. bildete sich durch Hollands Stillstand und den Aufstieg Englands allmählich ein Abhängigkeitsverhältnis heraus, die Republik sank, wie ein geflügeltes Wort sagte, „zur Schaluppe der Freigatte Englands“ herab. Sie behauptete zwar ihr Kolonialreich und wurde noch zu den Großmächten gerechnet, aber je länger desto deutlicher offenbarte es sich, daß sie nur noch eine Großmacht „von Englands Gnaden“ war. Durch die Revolution von 1688 war England wieder zur Vormacht des Protestantismus geworden. Der konfessionelle Gegensatz zu dem katholischen Frankreich verschärfte den nationalen, und die unheimlich answellende Hegemonie Ludwigs XIV. bedrohte auch das Inselreich immer mehr. Dazu kamen in steigendem Maße die wirtschaftliche Nebenbuhlerschaft mit der durch Colbert innerlich gestärkten und gerüsteten, auf die Meere hinausstrebenden französischen See- und Kolonialmacht und die Rivalität der beiderseitigen Handelskompanien. Der Kampf umfaßte die ganze Welt, er durchdrang Politik und Wirtschaft, Religion und Kultur. Der englisch-französische Gegensatz löst jetzt den französisch-habsburgischen als bestimmender Weltfaktor ab. Frankreich wird der Todfeind Englands und ist es bis 1815 geblieben. So früh wie der scharfblickende Wilhelm III. hat das britische Volk die herausziehende Gefahr und die daraus erwachsenden Aufgaben nicht erkannt, erst die nächsten Jahrzehnte öffneten ihm die Augen.

VI. Der Koalitionskrieg gegen Ludwig XIV. (1688—1697). Das Ende des Türkenkrieges und die polnische Königswahl von 1697.

Das Jahr 1688 gilt als die Peripetie der Regierung Ludwigs XIV. Gewiß tritt der Umschwung jetzt deutlich in Erscheinung, aber eingeseht hat er schon in der Krisis von 1683, mit dem Zusammenbruch der osmanischen Macht, der Frankreich seiner Stütze im Osten Europas beraubte, mit dem hieran anschließenden Aufstieg des Hauses Österreich und der durch Reunionsen und Türkenkrieg verursachten Entfremdung der deutschen Fürsten. Schon damals hat der König das alterprobte System der französischen Politik überspannt und — um ein Wort Albert Sorels zu gebrauchen — „denaturiert“. Er selbst hatte sich um alles Vertrauen gebracht und Frankreich nahezu isoliert.

Der siebenjährige Krieg gegen die Niederlande hatte die Hilfskräfte des Landes erschöpft und im Verein mit der sinnlosen Verschwendung des Hofes die Finanzen völlig zerrüttet. Das Defizit schwoll riesenhaft an. In den Provinzen griffen Hunger und Elend bedrohlich um sich, stellenweise war es schon zu Revolten gekommen. Colbert sah sein Lebenswerk zerstört und alle seine Vorstellungen und Warnungen in den Wind geschlagen, mit seinem Tode (1683) schwand jede Ordnung im Staatshaushalt.

Dazu wurde das Land jetzt durch schwere kirchenpolitische Kämpfe erschüttert. Zur Vollendung der Staatsallmacht und seiner eigenen Selbstherrlichkeit machte Ludwig auch vor den Rechten der katholischen Kirche nicht halt. 1673 hatte er das ihm in den meisten Bistümern zustehende Regalienrecht, das heißt die Befugnis, die Einkünfte einer geistlichen Stelle während ihrer Erledigung für sich einzuziehen, auf das ganze Reich ausgedehnt. Gegen den Einspruch der kirchlichen Jesuiten auf seine Seite. Eine Kirchenversammlung stellte 1682 die von Bossuet entworfenen gallikanischen Sätze auf, die unter An-

erkenntnis des päpstlichen Primates die Unabhängigkeit des Königs von der geistlichen Gewalt und die Gültigkeit der Überlieferungen und Freiheiten der gallikanischen Kirche proklamierten. Damit war die Selbständigkeit der französischen Kirche ausgesprochen. Der Papst erklärte die Beschlüsse für nichtig, und es entbrannte ein jahrelanger heftiger Kampf zwischen Rom und seiner ältesten Tochter, ohne daß es jedoch beide zum äußersten kommen lassen wollten. Unter dem Druck der äußeren und inneren Lage lenkte der König 1693 ein: die Teilnehmer jener Versammlung übermittelten der Kurie ihr Bedauern, und Ludwig teilte ihr mit, daß die Sätze nicht mehr beachtet werden sollten. Förmlich widerrufen wurden sie indes nicht, die Handhabung des Regalienrechtes blieb unverändert und der gallikanische Geist in Frankreich lebendig.

Demselben Streben nach dem ausschließlichen Staatskirchentum entsprang die Ausrottung der Hugenotten. In dem Edikt von Nantes hatte Heinrich IV. 1598 seinen früheren Glaubensgenossen Gewissensfreiheit und eine beschränkte Kultfreiheit gewährt. Dem katholischen Klerus war es von vornherein ein Dorn im Auge gewesen, und das französische Volk hatte in den Hugenotten stets einen Fremdkörper im Staat gesehen. Richelieu hatte ihre politische Selbständigkeit gebrochen, aber nicht die Toleranz. Ludwig XIV. dagegen wollte die Reformierten von Anfang an zur römischen Kirche zurückführen, er empfand es beinahe als Beleidigung seiner Person und seiner Majestät, daß nicht alle seine Untertanen sich zu seinem Glauben bekannten. Die Rechte der Hugenotten wurden immer mehr beschnitten und das Edikt offen verletzt. Unter dem Einfluß Louvois', der zweiten Gemahlin des Königs, der Frau von Maintenon und ihres streng katholischen Kreises begannen seit 1679 Gewaltmaßregeln und Zwangsbefehle durch die berühmten Dragonaden. Am 18. Oktober 1685 widerrief der König in aller Form das Edikt von Nantes, befahl die Zerstörung der evangelischen Kirchen und die katholische Taufe aller Kinder und verbot bei schweren Strafen jede gottesdienstliche Versammlung und die Auswanderung aller Laien. Trotzdem gelang es über 300 000 Hugenotten, unter den größten Mühen und Gefahren über die Grenzen zu entweichen, die zurückge-

bliebenen wurden massenhaft hingerichtet oder zu Zwangsarbeit und den Galeeren verurteilt.

Nicht allein für den französischen, sondern für den gesamten Protestantismus bedeutete die Aufhebung des Ediktes von Nantes einen furchtbaren Schlag. Er verlor damit seine letzte Position in den romanischen Ländern und sah sich jetzt auf die germanische Welt beschränkt. Aber nicht minder schwer war die Wunde, die Frankreich sich selber beibrachte. Die Hugenotten gehörten zu den arbeit- und betriebsamsten, zu den kapitalkräftigsten und intelligentesten Schichten des Volkes. Ihr Abgang machte sich schnell in Handel und Industrie, in der Wehr- und Steuerkraft des Reiches bemerkbar und kam den evangelischen Ländern, in denen sie eine Zuflucht fanden, zumal Holland, England, Brandenburg und anderen deutschen Territorien, also den Gegnern Ludwigs zustatten. Bis auf die Gegenwart hat sich Frankreich von diesem Ueberlaß nicht erholt.

Durch keine Maßnahme hat sich der König so geschadet. Zwingender konnte die vollendete Brutalität und Gewissenlosigkeit seiner Politik nicht erhärtet werden. Die europäischen Protestanten erblickten in ihm das Haupt einer neuen Gegenreformation, um so mehr als er gleichzeitig die stuartischen Restaurationspläne in England unterstützte. Zu dem Zuge Wilhelm von Oranien und dem Sturz Jakobs II. hat die Aufhebung des Ediktes von Nantes entscheidend beigetragen. Ohne Frankreich neue Bundesgenossen zuzuführen, hat sie die allgemeine Abkehr von Ludwig XIV. und damit die Abwandlung der europäischen Konstellation vollendet.

Diese Wendung verbarg man sich auch in Versailles nicht, aber man blieb auf dem einmal eingeschlagenen Weg und glaubte durch die alten Mittel, Gewalt und Drohungen, das Ansehen und die Machtstellung Frankreichs behaupten und festigen zu können. Gerade in diesen Jahren hat Ludwig den Beweis erbracht, daß er kein Staatsmann war, daß ihm Selbstbescheidung, Mäßigung und der Blick für das Mögliche und Erreichbare fehlten. Die Unerfättlichkeit seiner Ansprüche trat immer krasser hervor, seine Ruhmsucht steckte sich Ziele, die mit den Interessen Frankreichs nicht mehr im Einklang standen. Seine Politik lenkt jetzt in universal-katholische Bahnen ein,

wie bei Karl V. und Philipp II. durchdringen sich auch bei ihrem bourbonischen Nachfahren imperialistische und katholische Tendenzen.

Vor allem lag ihm daran, angesichts der österreichischen Erbfolge in Ungarn den Raub der Reunitionen endgültig in Sicherheit zu bringen. Aber sein Versuch, von Kaiser und Reich die Umwandlung des Regensburger Stillstandes in einen Frieden zu erpressen, scheiterte an der Festigkeit der Hofburg und Brandenburgs. Gleichzeitig und in innerem Zusammenhang hiermit forderte er nach dem Tode (26. Mai 1685) des Kurfürsten Karl von der Pfalz, des letzten Mannesproffes der Linie Pfalz-Simmern, für seine Schwägerin Elisabeth Charlotte, die einzige Schwester Karls und Gemahlin Philipps von Orleans, die allodialen Stammlande des Hauses Simmern, darunter Simmern, Lautern, Germersheim und den pfälzischen Anteil der Grafschaft Sponheim, die seine Eroberungen am Rhein trefflich abrundeten. Das Verlangen war rechtlich völlig unbegründet. Gegen den Rat von Louvois sah Ludwig zunächst von einer Befehung ab, sondern zog die Sache durch Annahme der päpstlichen Vermittlung hin, so daß in Wien die Ansicht laut wurde, es sei ihm nicht ernst und er wolle nur einen Druck auf den Kaiser ausüben. Der neue Anspruch rief nicht bloß bei den Pfälzern, sondern im ganzen Reich lebhafteste Entrüstung hervor, und die französischen Befestigungsbauten gegenüber Hünningen, bei Landau und im Moseltal steigerten die Besorgnisse noch. Nach dem Zeugnis eines Venetianers betrachteten die Fürsten den König jetzt nicht mehr wie früher als ihren Beschützer, sondern als Eroberer und Usurpator. Als 1686 König Christian V. von Dänemark durch einen freilich mißglückten Handstreich die Stadt Hamburg zur Huldigung zwingen wollte, galt Ludwig XIV. allgemein als der Anstifter, wahrscheinlich zu Unrecht. Die französische Klientel im Reich schmolz immer mehr zusammen. Wie Friedrich III. von Brandenburg stand der kriegerische Kursache Johann Georg III. und damals auch noch Max Emanuel von Bayern im kaiserlichen Lager. Ludwigs letzte Stütze, Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln aus dem bairischen Hause wankte dem Grabe zu.

Die Gefolgschaft Kölns war für Frankreich um so wertvoller,

da Maximilian Heinrich gleichzeitig die Stifter Lüttich, Münster und Hildesheim besaß. Schon 1672 hatte Lisola gewarnt, „daß die Franzosen, was immer sie auch vorgeben mögen, vornehmlich die Herrschaft des Rheines anstreben . . . und ihre Tyrannei auch dem Niederrhein aufbürden“ wollen. Jetzt, nach der Festsetzung am Oberrhein, nahm diese Gefahr eine noch bedrohlichere Gestalt an. Wie der Erzbischof dem König bei dem Überfall der Niederlande Vorspann geleistet hatte, so ließ er sich 1687 aufs neue zu einem engen Bündnis herbei, bei dem unter dem Einfluß seines allmächtigen Domherren, des Straßburger Bischofs Wilhelm Egon von Fürstenberg, der zusammen mit seinen Brüdern von jeher die Seele und das Hauptwerkzeug der französischen Politik in Deutschland gewesen war. Ein österreichischer Diplomat sagte von ihnen, daß sie „allerorten die Pest mit sich trügen“. Um Köln auch für die Zukunft an sich zu fetten, drückte Ludwig XIV. im Januar 1688 bei dem Domkapitel die Wahl Fürstenbergs zum Roadjutor cum jure succedendi durch, der jedoch die Kurie die Bestätigung verweigerte. Nach dem schnellen Tode des Erzbischofs kam es im Juli 1688 zu einer Doppelwahl: Fürstenberg erhielt zwar die Mehrzahl der Stimmen, aber nicht die für einen „Postulierten“ nach kanonischem Recht erforderliche Zweidrittelmehrheit, so daß der Papst für den Gegenkandidaten Josef Klemens von Bayern, den Bruder Max Emanuels, entschied. Jetzt stand der französische Einfluß in den niederrheinisch-westfälischen Gebieten auf dem Spiel, um ihn nicht zu verlieren, rückte am 24. September 1688 ein französisches Heer unter dem Dauphin über die Grenze.

Einen Krieg mit Deutschland beabsichtigte der König nicht, sondern lediglich eine militärische Demonstration und einen neuen Gewaltstreich. Er wollte das Reich überraschen und einschüchtern, zur Einsetzung Fürstenbergs, der definitiven Anerkennung der Reunionen sowie zu einer Geldentschädigung für die pfälzischen Ansprüche zwingen und damit das gestiegene Ansehen des Kaisers schwächen und die eigene gefährdete Macht wiederherstellen. Wegen der unaufhörlichen Niederlagen der Türken — eben in diesen Tagen fiel Belgrad — und der Haltung der deutschen Fürsten glaubte Ludwig nicht länger

warten zu dürfen. In seinem Kriegsmanifest erklärte er sich unter jenen Bedingungen sofort zum Frieden bereit.

Der in Deutschland eingebürgerte Name „dritter Raubkrieg“ trifft den Geist der gesamten französischen Politik gegenüber Deutschland. Vom französischen Standpunkt aus war er mehr ein Verteidigungs- als ein Angriffskrieg, wie ja überhaupt in Ludwigs XIV. Politik Offensive und Defensiv auf engste miteinander verflochten sind. Ganz unberechtigt ist es aber, wenn in Frankreich der Krieg als Krieg der Liga von Augsburg bezeichnet wird. Denn diese Allianz, zu der sich 1686 der Kaiser, Spanien, Schweden und Bayern mit dem fränkischen und bairischen Kreis sowie anderen kleinen Reichsständen zusammengeschlossen hatten, war nur ein Glied in der Kette von Verteidigungsbündnissen, die in den letzten Jahrzehnten in Deutschland vereinbart worden waren, und war wie alle ihre Vorgängerinnen schnell wieder zerfallen. Sie war gewiß ein Symptom für die Stimmung im Reich und wurde in Paris auch so eingeschätzt, aber eine ernstliche Bedrohung Frankreichs bedeutete sie keineswegs. Nicht die Augsburger Allianz, sondern die Ohnmacht Deutschlands reizte den König zum Angriff.

Der Zeitpunkt war insofern günstig gewählt, als die deutschen Streitkräfte in Ungarn standen und die zunächst gefährdeten kölnischen Gebiete und die Pfalz völlig wehrlos waren und darum von den Franzosen rasch überrannt wurden. Aber in denselben Wochen, da die rheinischen und pfälzischen Plätze ihnen in die Hände fielen, trat Wilhelm von Oranien die Fahrt nach England an. Daß Ludwig XIV. sie nicht verhindert hat, wie er gefonnt hätte, ist ihm immer wieder als Unterlassungssünde angerechnet worden. Zweifellos hat sie sich nicht allein an ihm, sondern auch an seinen Nachkommen und seinem Lande auf bitterste gerächt. Indes waren diese Folgen vorauszu sehen? Auch im Rat des Königs hat man sich mit der Frage beschäftigt, aber man glaubte nicht an einen schnellen Sieg des Prinzen, erwartete sogar eine Verständigung zwischen ihm und seinem als unzuverlässig erprobten Schwiegervater und wollte nicht unnötigerweise einen Bruch mit Holland herbeiführen. Daß Oranien in England gebunden war, konnte

den beabsichtigten schnellen Friedensschluß erleichtern, sein gegen die römische Kirche gerichtetes Unternehmen würde vielleicht den Kaiser und die katholischen Reichsfürsten dem französischen Ultimatum gefügig stimmen. Die Pariser Diplomatie ist bei der Entfaltung dieses Krieges von falschen Voraussetzungen ausgegangen, und zwar in jeder Beziehung.

Denn Kaiser und Reich gaben nicht klein bei, sondern nahmen trotz der Türkenfeldzüge den Fehdehandschuh auf. Die Fürsten hielten an ihren Abmachungen mit dem Kaiser fest, ganz Deutschland war einmütig in der Abwehr des frechen Überfalles. Um die Jahreswende mußten die französischen Truppen über den Rhein zurückweichen. Ludwigs Vorgehen hat auch den konfessionellen Gegensatz überbrückt und den Koalitionsplänen Oranien's die Wege geebnet. Vor der gemeinsamen Gefahr traten, vielleicht unter Mitwirkung des Papstes, die Gewissensbedenken Leopolds I. zurück: im Mai 1689 wurde zwischen ihm und den Generalstaaten die große Allianz zur Wiederherstellung des Westfälischen und Pyrenäenfriedens unterzeichnet, die sich bald durch den Beitritt von England, Spanien und Savoyen zu einer gesamt-europäischen und interkonfessionellen auswuchs. Das Bündnis mit den Seemächten ist bis 1756 die Grundlage der österreichischen Politik geblieben.

Ganz allein sah sich Ludwig XIV. der Koalition gegenüber und strategisch in die Defensiv versezt. Um ein Nachrücken des Gegners zu verhindern, ordnete Louvois 1689 die planmäßige Verwüstung der Pfalz an, die zum ersten Male in Deutschland den Nationalhaß gegen Frankreich entfesselte. Wiederum waren die Niederlande, Oberdeutschland und daneben Oberitalien der Kriegsschauplatz. Die Rheinlinie deckte Ludwig von Baden mit schwäbischen und fränkischen Kreisstruppen. Durch die Einheitlichkeit seiner Kriegführung wußte der König auch dieses Mal die zahlenmäßige Unterlegenheit auszugleichen. Der Krieg wurde nicht nach Frankreich hineingetragen, er zog sich von Jahr zu Jahr ohne große Schläge zur beiderseitigen Ermattung hin. Nur zur See ward ein entscheidender Sieg errungen: 1692 wurde die französische Flotte bei dem Kap La Hogue von den vereinigten Engländern und Holländern ver-

nichtet und das maritime Übergewicht für England erstritten. Wegen des Landkrieges konnte Frankreich seine Verluste nicht ersetzen; es beschränkte sich fortan auf den Raperkrieg. Je länger das Ringen währte, desto rücksichtsloser verfolgte jeder seine Sonderinteressen und untergrub dadurch den Zusammenhalt der Koalition. Ihre innere Uneinigkeit hat Ludwig XIV. vor der Niederlage bewahrt. Nachdem er schon 1693, durch Erschöpfung und Teuerung in Frankreich gezwungen, erfolglos Friedensfühler ausgestreckt hatte, gelang es ihm bald, durch seine Diplomatie die Allianz zu spalten. Zuerst fiel Savoyen gegen Überlassung von Casale und Pinerolo ab (1696), seitdem verhandelten auch die Seemächte mit dem König. Nicht auf dem Friedenskongreß von Rijswijk, sondern in Geheimverhandlungen zwischen Ludwig XIV. und Wilhelm III. wurden die Bedingungen vereinbart. Der Bourbonne ließ die Stuarts fallen, erkannte den Dranier als König von England an und gab ihm das Fürstentum Orange heraus, der Herzog von Lothringen erhielt sein Land, Holland und Spanien alle seit 1679 gemachten Eroberungen zurück, den Generalstaaten wurde außerdem eine weitere Herabsetzung des französischen Zolltarifs gewährt. Im September 1697 wurde auf dieser Basis in Rijswijk der Friede unterzeichnet. Kaiser und Reich traten erst nach einem Monat bei, ihnen bot Ludwig die Rückerstattung der Reunionen außerhalb des Elsaß und entweder Straßburg nach Schleifung seiner Festungswerke oder Freiburg und Breisach an. Infolge ihrer Uneinigkeit und Schwermüdigkeit behauptete Frankreich in dem endgültigen Vertrage Straßburg und damit die Rheingrenze und trat Freiburg und Breisach an Oesterreich, Philippsburg und Kehl an das Reich ab. Im letzten Augenblick erzwang der König im Einvernehmen mit dem streng katholischen Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz aus der Neuburger Linie die Aufnahme der sogenannten Rijswijker Klausel in den Vertrag, wonach in den restituierten Orten die katholische Religion in dem gegenwärtigen Zustand verbleiben sollte. Die protestantischen Reichsstände, die schon durch den Übergang von Kurpfalz an ein katholisches Fürstenhaus beunruhigt waren, verweigerten deshalb die Unterschrift. Ihr Protest verhallte wirkungslos, be-

weist aber, daß der konfessionelle Gegensatz noch keineswegs überwunden war.

Ludwig XIV. hatte die Ziele, um derentwillen er zu den Waffen gegriffen, nicht erreicht. Zum ersten Male hatte er in einem Kriege nichts erworben, sondern sogar frühere Eroberungen ausliefern müssen. Seinem Expansionsdrang war Einhalt geboten. Als Schiedsrichter Europas stand nicht mehr er, sondern der Oranier da. „Der König von Frankreich hat den Lorbeerkrantz, der sich zwanzig Jahre lang um sein Haupt geschlungen, abgenommen, um ihn König Wilhelm zu überreichen“, urteilten schon die Zeitgenossen.

Bald darauf ging auch der Türkenkrieg zu Ende, was die französische Diplomatie zu ihrer Entlastung bisher zu verhindern gewußt hatte. Auf den glänzenden Sieg des Markgrafen Ludwig von Baden bei Szlankamen (1691) war wegen des Zweifrontenkrieges und der unfähigen Führung der kaiserlichen Truppen nochmals ein Rückschlag erfolgt, bis der erst 32-jährige Prinz Eugen von Savoyen, der Sohn der Olympia Mancini, einer Nichte Mazarins, der aus französischen in kaiserliche Dienste getreten war, den Oberbefehl erhielt. Er vernichtete die osmanische Feldarmee 1697 bei Zenta. Diese Niederlage, der Rijswijker Friede und die Eroberung Asows durch die Russen bewogen die Pforte zum Nachgeben. In dem von den Seemächten vermittelten Frieden von Carlowitz (26. Januar 1699) trat der Sultan Ungarn ohne das Banat von Temesvar, ferner Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien an Österreich, den Peloponnes, Aegina und einige dalmatinische Plätze an Venedig ab. Polen erhielt Ramenec und seine Eroberungen in Podolien und der Ukraine, Peter von Rußland in einem 1700 abgeschlossenen Waffenstillstand Asow. Damit büßte die Pforte die Hälfte ihres europäischen Besitzes und ihre Stellung in Europa ein. Die Osmanen waren nun keine Gefahr mehr für das christliche Abendland. Die kaiserlichen Waffentaten hatten sich herrlich gelohnt, die österreichisch-ungarische Großmacht war weiter ausgebaut und gefestigt.

Schon vorher hatte sie nach einer anderen Seite hin eine Stärkung erfahren durch die polnische Königswahl von 1697.

Das Wahlkönigtum hatte den Franzosen immer wieder eine Handhabe zur Einmischung geboten, und unter König Johann Sobieski hatten sich der französische und österreichische Einfluß in Warschau ziemlich die Wage gehalten. Nach seinem Tode (1696) war die Zahl der Thronbewerber größer denn je. Für Frankreich kandidierte der Prinz von Conti, kurz vor dem Wahltag erstand ihm ein gefährlicher Rivale in dem jungen Kurfürsten Friedrich August von Sachsen. Kühn und ehrgeizig hatte er sich selbst aufgestellt und durch seinen Übertritt zum Katholizismus die Unterstützung des Kaisers und Anhänger im Lande gewonnen. Nach erfolgter Doppelwahl schlug er durch rasches Zugreifen den Bourbonen aus dem Felde. Damit war für zwei Menschenalter die unnatürliche Personalunion zwischen Sachsen und Polen geschaffen, die sowohl dem Kurfürstentum wie dem Hause Wettin zum Unheil gereicht hat. Ein förmlicher Durst nach der Krone bemächtigte sich jetzt der deutschen Fürsten. Friedrich III. von Brandenburg setzte sich 1701 die preußische Krone aufs Haupt, dem Hannoveraner winkte die britische, Max Emanuel von Bayern jagte dem Diadem an mehreren Stellen freilich vergebens nach. Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz machte sogar den grotesken Anlauf, die Krone eines christlichen Königreiches Armenien zu gewinnen.

Auch der Friede von Carlowitz und die polnische Wahl bedeuten eine Niederlage Ludwigs XIV. Mit der Vertreibung der Türken aus Ungarn verlor er den alten Bundesgenossen, der Habsburg im Rücken bedroht und sein Erstarken verhindert hatte. Und in Warschau war sein Einfluß jetzt ausgeschaltet, der österreichische und bald der russische herrschten vor. In Ost-europa war die französische Machtstellung gebrochen.

VII. Der Spanische Erbfolgekrieg.

Trotz des Friedens in Ost und West atmete Europa nicht auf, denn eine neue große Weltkrise warf schon längst ihre Schatten voraus: die spanische Erbfolge.

Schnell und unaufhaltsam war die Monarchie des katholischen Königs von der stolzen Höhe, die sie unter Karl V. und

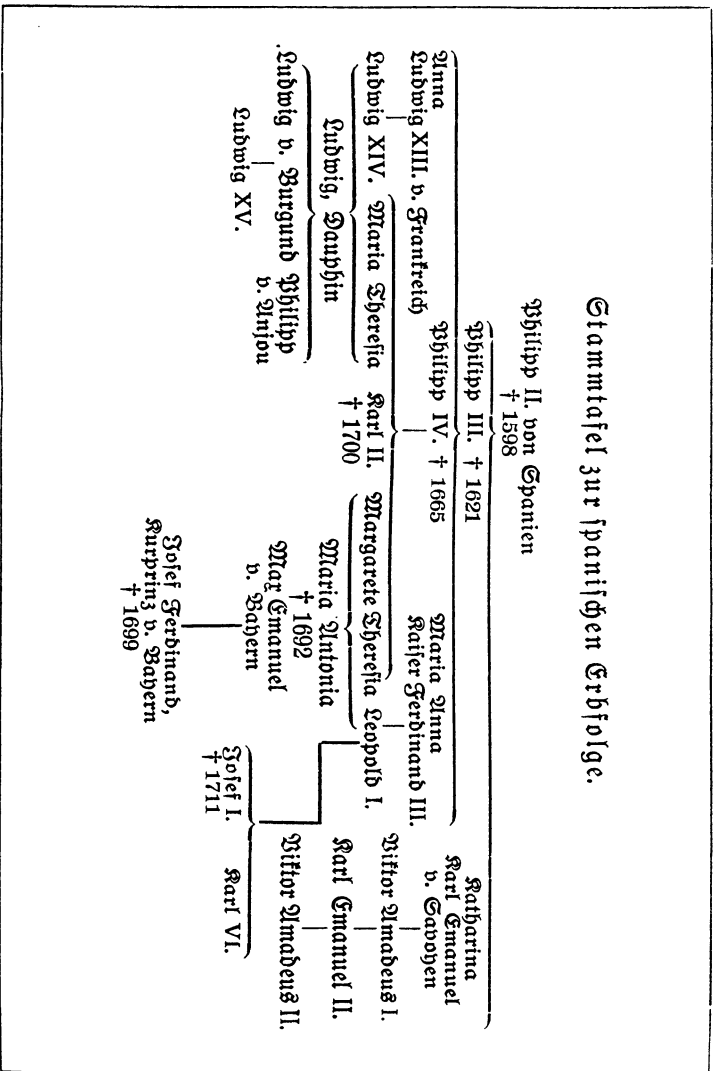
Philipp II. eingenommen hatte, herabgesunken. Die spanische Kultur stand zwar in der ersten Hälfte des Jahrhunderts im Zenit ihres Ruhms und ihres Einflusses. Mit den Dichtern Cervantes, Calderon, Lope de Vega und Mendoza wetteiferten die großen Maler Velasquez und Murillo, in Spanien begann der Siegeszug des „Schwulstes“ durch die europäische Literatur, Spanien war das Musterland der Etikette, der höfischen Tracht und der feinen Verkehrsformen. Jedoch das Reich selbst war seit Jahrzehnten ein siecher, hinsterbender Körper. Die Großmachtstellung in Europa war dahin. Die Schwäche der Herrscher machte das Land zum Spielball selbstüchtiger, einander befehdender Adelsparteien, noch immer war die Monarchie in die kastilischen und aragonesischen Länder gespalten. Die Überspannung katholischer Weltpolitik durch Philipp II. hatte die inneren Kräfte aufgerieben und die Finanzen zerrüttet, Heer und Marine waren verfallen. Der eingewurzelte Gang zum Müßiggang, die Geringschätzung der Arbeit und eine verkehrte Wirtschaftspolitik unterbanden jeden Aufschwung. Weite Strecken des Landes waren verödet. Ohne eine nennenswerte eigene Industrie war Spanien für den heimischen und überseeischen Markt auf die Erzeugnisse des Auslandes angewiesen, den Verkehr mit den Kolonien hatten die Engländer und Holländer an sich gerissen. In dumpfer Gleichgültigkeit lebte das Volk dahin. Und dabei stand die Monarchie seit 1665 auf den zwei Augen des kinderlosen, von Jugend auf gebrechlichen Karl II., dessen Hinscheiden immer wieder erwartet wurde.

Die Nachfolge hatte bereits Mazarin für seinen König erstrebt und mit der spanischen Heirat eingeleitet. Die Vereinigung der lateinischen Welt unter seinem Zepter war eine Aussicht, an der Ludwigs Ehrgeiz sich berauschte. Je höher er stieg, und je länger der Erbfall sich hinauszog, um so mehr wurde die Frage zum Angelpunkt seiner ganzen Politik, in ihr waren alle seine Ziele gleichsam „auf eine einzige Formel gebracht“. Aubernys Abhandlung verhiess dem Dauphin 1667 „l'Empire tant de la mer que de la terre et la monarchie universelle“. Die Eroberungen von Vachen und Nymwegen betrachtete der König nur als Abschlagszahlungen auf das Ganze.

Indes war er nicht der einzige Anwärter, auch hier stand ihm Leopold I. gegenüber.¹⁾ Auf Grund der Familieneinheit der deutschen und spanischen Habsburger und als Gemahl der jüngeren Tochter Philipps IV., der im Ehevertrag und im Testament ihres Vaters für den Fall des Erlöschens des Mannesstammes die Nachfolge zugesichert worden war, glaubte der Kaiser, zumal wegen des Verzichtes der französischen Königin, nicht nur das bessere, sondern das alleinige Anrecht zu haben. Freilich hatte ihm die früh verstorbene Kaiserin bloß eine Tochter hinterlassen, die 1685 dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern angetraut war. Sie mußte bei ihrer Heirat zugunsten ihres Vaters und seiner männlichen Deszendenz verzichten, erhielt aber für sich und ihre Nachkommen aus der Erbschaftsmasse die spanischen Niederlande oder einen gleichwertigen Ersatz zugesagt, und während des Koalitionskrieges wurde Ende 1691 dem Kurfürsten die Statthaltertschaft in Brüssel übertragen. Aber wie der ehrgeizige Wittelsbacher die Hoffnung auf das ganze Erbe nicht fahren ließ und deshalb auch mit Ludwig XIV. in geheimen Verhandlungen stand, so wurde in Spanien der Verzicht seiner Gemahlin nicht anerkannt, sie und ihr Sohn, der Kurprinz Josef Ferdinand, galten hier als die Erben Karls II.

Der Gedanke, den drohenden Zusammenstoß durch eine Teilung zu verhüten, war schon früh aufgetaucht. Die erste Spur findet sich in französisch-bayrischen Besprechungen von 1649, zu Beginn der 60er Jahre griff Kurfürst Johann Philipp von Mainz ihn auf, und auf dieser Basis wurde 1668 der erwähnte, schnell wieder hinfällig gewordene Geheimvertrag zwischen Ludwig XIV. und Leopold I. geschlossen. Ob es dem König damit ernst war, ist umstritten; jedenfalls erstrebte und erlangte er die österreichische Anerkennung seiner Ansprüche und die Preisgabe des bisher in Wien verfochtenen Standpunktes, daß der Kaiser der alleinberechtigte Erbe sei. Leopold willigte in eine Teilung unter dem Druck der politischen Zwangslage, seiner von Frankreich gewonnenen Berater und der hoffnungslosen, düsteren Stimmung, die ihn damals erfüllte. Aber nach dem

1) Siehe die Stammtafel S. 81.



Aufstieg seines Hauses und der Geburt zweier Söhne nahm er seinen Alleinanspruch in vollem Umfang wieder auf, während umgekehrt Ludwig XIV. im Koalitionskrieg auf den Teilungsauszug zurückkam und seit 1693 den Seemächten dahingehende Angebote unterbreitete. Und bei ihnen fand er nur allzu geneigtes Gehör. Denn die Vereinigung der spanischen Monarchie, die außer Spanien und seinen Kolonien auch Mailand, Sardinien, Unteritalien und zumal Belgien umfaßte, mit einer der beiden Großmächte, mit Frankreich oder Österreich, widersprach völlig dem Interesse Englands und dem „europäischen Gleichgewicht“.

Das Schlagwort oder, richtiger gesagt, die Theorie vom Gleichgewicht ist nicht englischen Ursprungs. Sie war im 15. Jahrhundert in der italienischen Staatenwelt entstanden und bereits im 16. auf das Verhältnis der großen Mächte angewandt worden. Besonders feste Wurzeln schlug sie in England, das bei einem Gleichgewicht in Europa seine Interessen am besten gewahrt sah und sich zum „Zünglein an der Waage“ berufen glaubte. Wie einst gegen die Universalmonarchie Karls V., so wurde die Lehre jetzt gegen Ludwig XIV. eine unschätzbare Waffe und von seinem großen Gegenspieler Wilhelm III. meisterhaft gehandhabt. Daß sie eine rein mechanische Anschauung war und das Schicksal der Völker von der „Konvenienz“, das heißt dem allgemein-europäischen Gesichtspunkt, abhängig machte, ward in dem Zeitalter der Konvenienzpolitik nicht empfunden. Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen war noch nicht bekannt.

So wurde jetzt auf die Wünsche der Spanier keine Rücksicht genommen, obwohl es feststand, daß ihr Nationalstolz sich gegen jede Teilung aufbäumte. Im Oktober 1698 schlossen Ludwig XIV. und die Seemächte den sogenannten ersten Partagevertrag, der dem Kurprinzen von Bayern Spanien mit den Kolonien und den Niederlanden, dem Dauphin Neapel, Sizilien und Sardinien, und dem zweiten Sohn des Kaisers, Erzherzog Karl, Mailand zuwies. Nach dem plötzlichen Tod des Kurprinzen (6. Februar 1699) wurde das Abkommen Anfang 1700 dahin abgeändert, daß der Erzherzog die Hauptlande, der Dauphin zu seinem bisherigen Anteil noch Lothringen er-

halten und dessen Herzog mit Mailand entschädigt werden sollte. Da der Kaiser trotz der Bemühungen König Wilhelms seine Zustimmung versagte, war durch die Verträge die Kriegsgefahr für Europa nicht beseitigt und Ludwig XIV. für alle Fälle eine Hintertür offen gelassen. In Spanien erweckten die Abmachungen lebhafte Entrüstung. Um sie zu durchkreuzen, setzte Karl II. unter dem Einfluß der Nationalpartei und der französischen Diplomatie testamentarisch den jüngeren Sohn des Dauphin, Philipp von Anjou, zum alleinigen Erben der Gesamtmonarchie ein. Vier Wochen darauf, am 1. November 1700, starb der letzte spanische Habsburger, und Ludwig XIV. nahm die Krone für seinen Enkel an.

Er stand am Ziel seines Strebens. Was er stets verfochten und so heiß ersehnt, woran er seit 40 Jahren gearbeitet hatte, war ihm im letzten Augenblicke in den Schoß gefallen. Sein Recht war unbestreitbar. Seinem Hause winkte eine Machterweiterung sondergleichen, die auch vom Papst gewünscht und befürwortet worden war. Und doch war sein Schritt der größte und verhängnisvollste Fehler seines Lebens, und das Urteil über den Politiker Ludwig wird dadurch besiegelt. Denn es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß er mit seinem Entschluß nicht nur den Kaiser, sondern auch die Seemächte gegen sich auf den Plan rief, daß er sich hiermit in einen wahren Riesenkampf stürzte, der sein entkräftetes Land auch bei einem glücklichen Ausgang vollends ruinieren mußte. Es war nach einer in Frankreich eingebürgerten Bezeichnung eine „guerre de magnificence“, die Interessen Frankreichs standen dabei nicht im geringsten auf dem Spiel. Lediglich zur Befriedigung seiner Ruhmsucht und seines dynastischen Stolzes hat Ludwig XIV. diesen Krieg um die Welten eröffnet und sein Reich seinem Egoismus geopfert.

Zunächst freilich ließen sich die Dinge nicht ungünstig an. Philipp V. wurde in Spanien widerspruchslös anerkannt, die Generalstaaten und das britische Parlament scheuten vor einem neuen Waffengang zurück, und der Kaiser war nicht gerüstet und auch in Deutschland fast isoliert. Dazu bot der kurz zuvor entbrannte Krieg Dänemarks, Polens und Rußlands gegen Karl XII. von Schweden die Aussicht, Österreich im Osten und

in Deutschland zu fesseln und Frankreich Luft zu machen. Es ist für den Verlauf des Spanischen Erbfolgekrieges von entscheidender Bedeutung geworden, daß diese beiden gleichzeitigen Krisen sich nicht berührt haben. Die französische Diplomatie hat es an Versuchen zu einer Verquickung, die Deutschland zum Kriegsschauplatz gemacht haben würde, nicht mangeln lassen. Sie scheiterten an der unüberwindlichen Abneigung Karls gegen ein Zusammengehen mit dem katholischen Frankreich und dem König, der das Edikt von Nantes aufgehoben hatte. Auch hier hatte sich Ludwig ein gut Teil der Schuld selbst zuzuschreiben.

Kaiser Leopold war von vornherein entschlossen, sich sein Recht mit den Waffen zu verschaffen, und es gelang ihm, die Reichsfürsten, zumal die durch die Rißwitzer Klausel entfremdeten Protestanten wiederzugewinnen. In diesem Zusammenhang erreichte Friedrich III. von Brandenburg 1700 die Anerkennung der preußischen Königswürde. Und die Maßnahmen Ludwigs XIV. führten dem Habsburger bald auch die Seemächte zu. Entgegen dem Testament Karls II. behielt er seinem Enkel das Erbrecht auf den französischen Thron vor und erweckte damit die Furcht vor einer künftigen Vereinigung Spaniens mit Frankreich. Die sofortige Besetzung Mantuas und der Festungen in den spanischen Niederlanden, die einseitige Begünstigung des französischen Handels durch die neue spanische Regierung sowie die erneute Unerkennung und Unterstützung der in St. Germain lebenden Stuarts ließen die Friedenspartei in England und Holland verstummen und arbeiteten dem auf den Krieg drängenden Oranier und seinem Gehilfen, dem holländischen Ratspensionär Heinsius, in die Hände. Am 7. September 1701 schlossen Leopold I. und die Seemächte die Große Allianz mit dem ausdrücklichen Ziel, eine Vereinigung von Frankreich und Spanien zur Vernichtung der Freiheit Europas zu verhüten. Dem Kaiser sollten die spanischen Niederlande und die Besitzungen in Italien, den Seemächten die Kolonien zufallen; über Spanien selbst enthielt der Vertrag nichts, die Frage blieb offen. Das Deutsche Reich, Brandenburg, Hannover, Sachsen, Hessen, Mainz, Trier und eine Reihe der kleineren Stände, Portugal, Dänemark und Savoyen

traten, durch Subsidien gelockt, nach und nach dem Bündniß bei. Ludwig XIV. fand gegenüber dieser gewaltigen Koalition nur zwei Bundesgenossen, die wittelsbachischen Kurfürsten von Bayern und Köln. Max Emanuel verkaufte sich in seinem Landhunger nach längerem Schwanken dem Meistbietenden und ließ sich von dem Bourbonen außer den Niederlanden und dem Königstitel noch österreichische und pfälzische Stücke versprechen.

Der Spanische Erbfolgekrieg gehört zu den zeitlich längsten und räumlich ausgedehntesten Kriegen der Weltgeschichte. Er hat Deutschland, Frankreich, die Niederlande, Spanien, ganz Italien, Schottland, und jenseits des Ozeans Nordamerika und West- wie Ostindien in seine Kreise gezogen, und schon damals sind wahre Völkerschlachten geschlagen worden. Zur See wagte die französische Flotte keine Entscheidung, sondern hielt sich meist in den Häfen. Die Engländer betrachteten den Krieg vorwiegend als Handelskrieg und führten ihn mit allen zu Gebote stehenden Mitteln. Meisterhaft benutzten sie die Gelegenheit, neben dem französischen auch den holländischen Handel zu schwächen, ihre Hegemonie immer weiter auszubauen und sich überall festzusetzen. 1704 bemächtigten sich die Briten durch einen kühnen Handstreich der Festung Gibraltar, vier Jahre später auch der Insel Minorca mit ihrem Hafen Port Mahon. Portugal, das schon Cromwell an sich gefettet, wurde durch den Methuenvertrag von 1703 in dauernde wirtschaftliche Abhängigkeit gebracht. In Amerika entrißen die Engländer den Franzosen Port Royal, während eine Fahrt des stuartischen Prätendenten nach Schottland scheiterte.

Aber nicht nur zu Wasser, auch zu Lande hatten die Alliierten diesmal die Überlegenheit, dank der Feldherrngröße und dem verständnisvollen Zusammenwirken der beiden Führer, des Herzogs von Marlborough, der nach dem Tode Wilhelms III. (19. März 1702) an der Spitze der Whigs dessen Werk fortsetzte, und des Prinzen Eugen, der jetzt einen steigenden Einfluß auf die Politik des Kaiserstaates gewann und sich hier ebenso wie als Stratege bewährte. Von den französischen Generalen war ihnen keiner gewachsen. Schon 1706 waren die Würfel gefallen. Das rechtsrheinische Deutschland war bis auf

die Oberrheinlinie vor französischen Einbrüchen gesichert. Die große Gefahr, die 1704 den österreichischen Erblanden durch einen Aufstand in Ungarn und die Vereinigung bayrischer und französischer Truppen an der Donau gedroht hatte, war durch den Tag von Höchstädt (13. August 1704) abgewandt worden. Aus Oberitalien waren die Franzosen durch Eugens Sieg bei Turin (1706), aus den Niederlanden gleichzeitig durch ihre Niederlage bei Ramillies verdrängt. Damit hatten die Verbündeten die gesamten Außenposten der spanischen Monarchie in der Hand. In Spanien selbst behauptete sich dagegen Philipp V. Auf englisches Betreiben war 1703 der zweite Sohn des Kaisers, Erzherzog Karl, dem Leopold seine Ansprüche übertrug, dorthin gezogen, aber er fand nur in Katalonien Anerkennung. Mit der Beseitigung der Vorrechte Aragons ward Spanien 1707 zum Einheitsstaat, in demselben Jahre, in dem sich England und Schottland zu dem neuen Königreich Großbritannien zusammenschlossen. Die Feldzüge der nächsten Jahre brachten keine wesentliche Änderung der Lage. Trotz der Niederlagen von Oudenaarde und Malplaquet blieb das eigentliche Frankreich vom Kriege verschont, ein 1707 unternommener Vorstoß auf Toulon scheiterte.

Ludwig XIV. hatte schon 1706 die Nutzlosigkeit weiteren Kampfens eingesehen, in Holland über einen Frieden und eine Teilung Spaniens sondieren lassen und in den Bedingungen immer mehr nachgegeben. Anfang 1709 erbot er sich unter dem Druck der durch Mißernte und Steuerung gesteigerten inneren Not zum Verzicht auf die ganze spanische Monarchie und auf Straßburg. In den Verhandlungen von Gertruidemburg 1709 bis 1710 demütigte er sich sogar so weit, den Verbündeten für den Fall, daß Spanien nach Frankreichs Ausscheiden den Krieg fortsetzen würde, eine Geldunterstützung zuzusagen, nur die von ihnen geforderte Waffenhilfe gegen seinen Enkel lehnte er als eine Ehrenkränkung ab. Das Verlangen entsprang dem britischen Übermut, während Prinz Eugen und der Kaiser zur Mäßigung mahnten. Die immer zunehmenden Gegensätze innerhalb der Großen Allianz ließen den König auf einen Umschwung hoffen. Er trat schon bald ein und ging von England aus.

Hier wurde im Sommer 1710 das Whigministerium, das in seinem Parteiinteresse den Krieg bis zum äußersten betrieb, in Übereinstimmung von Königin und Volk gestürzt, die ans Ruder kommenden Tories knüpften bereits früher angebahnte Geheimverhandlungen mit Ludwig XIV. im Juli wieder an. Sie wurden beschleunigt durch die Erfolge Philipps V. in Katalonien und den Tod Kaiser Josefs I., der nach nur sechsjähriger tatkräftiger und selbstherrlicher Regierung am 17. April 1711 söhneslos ins Grab sank. Der Übergang des Kaisertums und der österreichisch-ungarischen Länder an seinen Bruder Karl erweckte in England die Besorgnis vor einer Wiederauferstehung der Univerfalmonarchie Karls V. oder vor einer Verständigung des neuen Kaisers mit dem französischen König. Wie im letzten Krieg, so schloß die britische Regierung auch jetzt, im Oktober 1711, ohne Rücksicht auf ihre Bundesgenossen ein Abkommen mit dem Gegner. Philipp V. verzichtete für sich und seine Erben auf eine etwaige Nachfolge in der Krone Frankreich und behielt Spanien. Ludwig XIV. erkannte die Thronfolge des Hauses Hannover in England und den Besitz von Gibraltar und Minorca an, verpflichtete sich zur Schließung von Dünkirchen und der Gewährung von Handelsvorteilen und trat in Amerika Neufundland, Neuschottland und die Hudsonbai ab. In dem sogenannten Asfientovertrag von 1713 erlangte England dazu noch von Spanien Handelsvergünstigungen, besonders das überaus einträgliches Monopol auf die Negereinfuhr in die spanischen Kolonien. Durch den Barrierevertrag, der den Generalstaaten die Besetzung der belgischen Grenzfesten sowie die Fortdauer der Scheldesperre verbürgte, war einem weiteren französischen Vordringen hier ein Riegel vorgeschoben und zugleich Hollands Beitritt zum Frieden gesichert.

Der Krieg wurde jetzt nur noch lau, wenn nicht zum Schein geführt. Marlborough war aller seiner Ämter enthoben und ein allgemeiner Kongreß nach Utrecht einberufen. Hier wiederholten sich die Vorgänge von Rijswijk. Auf Grund des englisch-französischen Einverständnisses wurde in dem Frieden vom 11. April 1713 die Teilung der spanischen Monarchie beschlossen, dem Kaiser die Niederlande, Mailand, Neapel, die

toſkanischen Küſtenpläze und Sardinien, dem Herzog von Savoyen, der ebenfalls von Philipp II. abſtammte, Sizilien mit der Königskrone und ein eventuelles Nachſolgerrecht in Spanien zugesprochen. Preußen erlangte die franzöſiſche Anerkennung der Königswürde und aus der oranischen Erbschaft das Oberquartier von Gelbern ſowie das Fürſtentum Neuenburg, die 1706 vom Reich geächteten Kurfürſten von Bayern und Köln wurden in ihre Rechte und Ehren wieder eingefezt. Als Ludwig XIV., durch den glüklichen Verlauf des letzten Feldzuges ermutigt, noch Entſchädigungen für Max Emanuel und Garantien in Italien forderte, verweigerte der Kaiſer die Unterſchrift. Troz ſeiner Niederlagen im Felde gewann er in dem Frieden von Raſtatt (7. März 1714), dem das Deutſche Reich im September in Baden beitrat, zu dem in Utrecht vereinbarten Anteil noch Mantua hinzu, aber auf Koſten des Reiches, denn Ludwig XIV. behielt nicht nur Straßburg mit dem Elſaß, ſondern auch das ſoeben eroberte Landau; auch die Riſzwijker Klausel blieb in Geltung.

Nicht die eigene Kraft, ſondern der Abfall Englands von der Koalition hatte Ludwig XIV. vor der völligen Niederlage gerettet. Außerlich angeſehen, brauchte er mit dem Ergebnis des Krieges nicht unzufrieden zu ſein. Er hatte durch ſeine Standhaftigkeit im Unglük mehr behauptet, als 1710 zu erwarten war: die Unverſehrtheit des franzöſiſchen Bodens, ſeinen Beſitzſtand von 1700 und dazu den ſpaniſchen Thron für ſeinen Enkel. Wenngleich das stolze Wort „es gibt keine Pyrenäen mehr“ durch Philipps V. Verzicht auf die franzöſiſche Krone nicht erfüllt wurde, ſo haben doch die Familienbande zwischen den franzöſiſchen und ſpaniſchen Bourbonen ſich auch in der Politik als wirksam erwieſen und im 18. Jahrhundert zu einem nur ſelten unterbrochenen Zuſammengehen der beiden Staaten geführt. Aber im ganzen überwogen doch für Frankreich die unheilvollen Folgen. Das Land war ruiniert und am Ende ſeiner militäriſchen und wirtſchaftlichen Leiſtungsfähigkeit angelangt. Die Verwirrung der Finanzen war nicht mehr zu heilen, der Staat mit Aſſignaten und Papiergeld überſchwemmt, Handel und Wandel lagen danieder, der Grundbeſitz war entwertet. Dieſe traurige Saat iſt erſt unter den Nachfolgern

des Sonnenkönigs aufgegangen. Die Kriegs- und Handelsflotte war zerstört, der beste Teil des Kolonialreiches verloren. Der Riesenkampf mit England war noch nicht ausgekämpft, in Amerika bestand der Gegensatz unvermindert fort. Noch besaß Frankreich Kanada und trennte damit die Hudsonländer und die Masse der englischen Kolonien. Der Friede von Utrecht bezeichnet nur eine Etappe in dem gigantischen Ringen, aber schon hatte das Inselreich in Handel, Kolonien und Seegeltung vor dem Nebenbuhler einen kaum noch einzuholenden Vorsprung erlangt.

England war der Sieger in dem dreizehnjährigen Krieg und hatte seine Ziele restlos erreicht: die Vergrößerung seines überseeischen Besitzes und neue Stützpunkte für den Mittelmeer- und Orienthandel, die ewige Trennung von Frankreich und Spanien, die Sicherung Belgiens vor den französischen Einverleibungsgelüsten und das Gleichgewicht in Europa. Auf die Meere dehnte es England geflissentlich nicht aus. Im Utrechter Frieden wird das Wort zum ersten Male offiziell gebraucht. Durch die Abwandlung der europäischen Lage war England jetzt wirklich das Zünglein an der Wage. Zwar blieb Frankreich die stärkste Macht des Kontinents, aber seine Hegemonie war gebrochen. Durch sein Streben nach der Welt Herrschaft hatte sie Ludwig XIV. selbst zertrümmert, das alte Programm der französischen Ausdehnungspolitik, die Eroberung Belgiens und des linken Rheinufers war nicht verwirklicht. So ging seine Regierung 1715 aus: trotz ihrer blendenden Erfolge ein Verhängnis für Frankreich und die Dynastie.

Der allgemeine Friede in Europa war noch nicht wiederhergestellt. Die beiden Rivalen, Kaiser Karl VI. und Philipp V. von Spanien setzten den Kampf fort, der Nordische Krieg zog sich noch hin und erlangte gerade durch den Utrechter Frieden eine größere Ausdehnung.

VIII. Der Nordische Krieg (1700—1720). — Von Ludwig XIV. zu Friedrich dem Großen.

Der Nordische Krieg war ein Raubkrieg im wahrsten Sinne des Wortes, ein Überfall Schwedens durch Dänemark, Polen und Rußland. Die schwedische Großmachtstellung war ja von jeher eine künstliche und von der Schwäche der Nachbarn und dem Bündnis mit Frankreich abhängig. Lediglich diese Allianz hatte Schweden 1660 wie 1679 vor dem Verlust Pommerns bewahrt, und von der Ersütterung der französischen Hegemonie wurde das nordische Reich um so mehr berührt, da sich inzwischen auch in den umliegenden Staaten die Verhältnisse geändert hatten.

Dänemark war durch die *lex regia* von 1661 zu einer absoluten Monarchie geworden, unumschränkt verfügte seitdem der König über die Kräfte seines Landes. Der jahrhundertalte Gegensatz zwischen den beiden skandinavischen Kronen wurde noch verschärft durch die gottorpsche Frage, den Zwist der königlichen und herzoglichen Linie des Hauses Holstein über die Besitzungen in Schleswig, in dem die Schweden immer entschiedener für die verschwägerten Gottorper Herzoge eintraten. Von der morschen polnischen Adelsrepublik hatte Schweden zwar nach wie vor nichts zu befürchten, aber Augusts des Starken hochfliegender Ehrgeiz wollte sich mit dem Scheinkönigtum der Pfaffenkrone nicht begnügen. Nachdem seine phantastischen Hoffnungen auf große Eroberungen im Türkenkrieg gescheitert waren, verfolgte er jetzt den Plan, sich aus dem schwedischen Livland ein von dem polnischen Adel unabhängiges Erbfürstentum zu schaffen. Hierfür gewann er Unterstützung bei der livländischen Ritterschaft, die sich durch die von Schweden angeordnete Gütereinziehung in ihren Rechten verletzt fühlte. Der geflüchtete Edelmann Reinhold Patkul, ein Fanatiker des alten Ständestaates, stachelte die Kriegslust des Wettiners noch mehr an. Der weitaus gefährlichste Gegner indes erwuchs Schweden in dem jungen Zaren Peter von Rußland, der sein bisher abseits stehendes Reich in die Reihe der europäischen

Mächte einführen und ihm an der Ostsee „ein Fenster nach Europa durchbrechen“ wollte.

1699 wurde das Kriegsbündnis der drei Herrscher unterzeichnet, und im folgenden Jahre eröffneten August und der Dänenkönig die Feindseligkeiten. Jedoch es war eine Täuschung, wenn sie auf einen schnellen und leichten Sieg rechneten. Zwar hatte in Schweden nach dem frühen Tode Karls XI. (1697) und kurzer Vormundschaftsregierung ein 15-jähriger Knabe die Zügel ergriffen, aber dank den inneren Reformen Karls XI. waren Heer und Flotte gerüstet und die Finanzen in besserer Ordnung als seit langem, und der junge Karl XII. entpuppte sich bald als ein Feldherr ersten Ranges. Dazu trug die Koalition durch das Fehlen eines einheitlichen Kriegsplanes von vornherein den Keim des Zerfalls in sich. So konnte Karl mit Reulenschlägen einen seiner Gegner nach dem anderen niederwerfen. Gegen den Dänen kam ihm das Erscheinen einer englisch-holländischen Flotte zustatten, schon nach wenigen Wochen zwang er Friedrich IV. in dem Frieden von Traventhal (18. August 1700) zum Ausscheiden aus der Allianz und zur Anerkennung der gottorpschen Souveränität. August der Starke, dessen Angriff auf Riga verlustreich abgewiesen war, knüpfte ebenfalls Verhandlungen an, und über die Russen trug Karl am 30. November 1700 bei Narwa trotz ihrer fünffachen Überzahl einen glänzenden Sieg davon. Aber politisch wußte er die günstige Lage nicht auszunutzen.

Entgegen den Mahnungen seiner Räte und der europäischen Diplomatie ging er eigenwillig nicht auf die Friedenswünsche seiner Feinde ein, sondern folgte blindlings seinem Rachedurst gegen den Wettiner und ließ dadurch dem geschlagenen Zaren Zeit zu neuen Rüstungen. Polen und das Kurfürstentum Sachsen wurden überrannt. In seinem Stammlande mußte August 1706/07 in dem Ultranstädter Vertrag auf die Krone verzichten, den von Karl eingesetzten Gegenkönig Stanislaus Leszczyński anerkennen und dem russischen Bündnis entsagen; Patkul wurde ausgeliefert und gerädert. Für den durch den Erbfolgekrieg und einen Aufstand in Ungarn beschäftigten Kaiser bedeutete der Einbruch des Schwedenkönigs in Sachsen eine ernste Gefahr, aber Karl XII. dachte nicht an ein Ein-

greifen in die westeuropäischen Handel, sondern begnügte sich damit, den schlesischen Protestanten durch ein Abkommen mit Josef I. die Wiederherstellung ihres Besitzstandes und ihrer Rechte von 1648 zu verschaffen. Für Schweden war mit alledem nichts erreicht. Während des zwecklosen Aufenthaltes in Polen und Sachsen hatte Zar Peter Livland erobert, den Zugang zur Ostsee gewonnen und den Bau seiner neuen Hauptstadt Petersburg begonnen. Anstatt ihm hier entgegenzutreten, entschloß sich Karl 1708 zu einem höchst bedenklichen Vorstoß auf Moskau, vor Smolensk ließ er sich von dem Kosakenhetman Mazepa in die Ukraine locken, wo sein Heer durch Kälte, Hunger, Sümpfe und die nachdrängenden Russen schnell aufgerieben wurde. Die Niederlage bei Pultawa (Juli 1709) brachte die völlige Vernichtung. Der König selbst entfloß in die Türkei. Jetzt wurde er ganz zum Abenteurer. Während die Allianz gegen ihn wieder auflebte, Russen und Sachsen über die Ostseeprovinzen nach Pommern vorrückten, die Dänen in Schonen einfielen und das Herzogtum Bremen besetzten, blieb er fünf Jahre lang untätig in der Türkei, über dem aussichtslosen Plan eines großen schwedisch-türkischen Bündnisses gegen den Zaren brütend. Erst die Verstärkung der Koalition durch Preußen und Hannover, die, durch den Frieden von Utrecht frei geworden, bei der Liquidation des schwedischen Besitzes in Deutschland nicht leer ausgehen wollten, trieb ihn 1714 zur Rückkehr. Aber es war zu spät, das Glück zu wenden. Er konnte das belagerte Stralsund nicht mehr entsetzen, 1716 fiel mit Wismar der letzte Posten in Deutschland. Vor der norwegischen Festung Friedrichshall wurde Karl XII. am 11. Dezember 1718 von einer dänischen Kugel tödlich getroffen.

Damit war die Bahn zum Frieden frei. Die Gegenfähe innerhalb der Koalition retteten Schweden seine Landesgrenzen und mit Stralsund, Rügen und Wismar ein kleines Stück der Außenwerke. Die übrige Beute teilten die Sieger auf. Vorpommern bis zur Peene kam an Preußen, Bremen und Verden an die Welfen, Dänemark steckte den gottorpschen Besitz in Schleswig ein, August der Starke wurde von Schweden als Polenkönig anerkannt. Rußland erhielt mit Livland, Estland, Ingermanland und dem südlichen Karelien den Löwenanteil und

dazu noch ein Aufsichtsrecht über die neue, aristokratische Verfassung Schwedens. Durch sie war das Land vollends ohnmächtig und für die Nachbarn ungefährlich gemacht. Seinen Niedergang hätte auch ein anderer Mann, als Karl XII. es war, nicht verhüten können. Wenn er ihn durch seine ersten großen Siege aufgehalten hat, so hat er ihn später durch seine Starrsinnigkeit und Selbstüberschätzung beschleunigt, aber ihm hat es sein Volk zu danken, „daß das stolze, alte Schweden in Schönheit sterben konnte“ (Koser). Sein Erbe ward Rußland, das Peter der Große mit einem Schritt aus einem unbekanntem und verachteten Barbarenstaat zu einer europäischen Großmacht erhob und mit den abendländischen Kulturergebnissen ausrüstete. Schon streckte er seine Hand begehrlieh nach dem „dominium maris Baltici“ aus und suchte durch enge Verbindung mit dem Herzog von Mecklenburg auch in Norddeutschland Fuß zu fassen.

So hat auch der Nordische Krieg die Karte und die Staaten-gesellschaft Europas umgestaltet und damit die Ergebnisse des Spanischen Erbfolgekrieges nach Norden und Osten ergänzt. Wiederrum zu ungunsten Frankreichs, das auch hier sein bisheriges Übergewicht endgültig verlor. Deshalb betrachtete es das aufstrebende Zarenreich als seinen Gegner, da es sich, wie es in einer späteren Denkschrift heißt, nur auf Kosten der beiden französischen Verbündeten, Polens oder Schwedens, vergrößern konnte. Vor allem die polnische Frage hat schon damals und bis tief ins 19. Jahrhundert hinein die beiden Mächte getrennt.

Neben Rußland zogen Preußen und Hannover den größten Vorteil aus dem Zusammenbruch Schwedens. Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte im Stockholmer Frieden das Ziel seines Großvaters, Stettin, endlich erreicht. Sein Vater, Friedrich I., hatte sich durch die Teilnahme an dem Spanischen Erbfolgekrieg in den nordischen Verwicklungen die Hände gebunden, aber Drohsens oft nachgesprochener Vorwurf, er habe im Norden Politik ohne Armee und im Westen Krieg ohne Politik getrieben, geht doch zu weit. Denn die Zertrümmerung der französischen Vorherrschaft lag auch im Interesse Preußens, sie war, wie die Geschichte des Großen Kurfürsten beweist, die

94 VIII. Der Nordische Krieg. Von Ludwig XIV. zu Friedrich d. Gr. Voraussehung zu dem Gewinn Vorpommerns. Die Welfen hatten bereits vorher durch die Erwerbung Lauenburgs (1689) ihren Hausbesiß abgerundet, er dehnte sich jetzt bis zur Weser- und Elbemündung aus. 1714 bestieg Kurfürst Georg Ludwig als König Georg I. den großbritannischen Thron. Sein Stamm- land wurde damit zu einem Anhängsel Englands, aber die Verbindung mit ihm verlieh dem Kurstaat auch in Deutschland größeren Einfluß. 1737 wurde die Universität Göttingen ge- stiftet, die schon bald eine führende Stellung unter den deut- schen Hochschulen errang. Hannover war jetzt neben Preußen der ausschlaggebende Staat in Norddeutschland, die alte Ri- valität zwischen den beiden Dynastien verschärfte sich trotz der verwandtschaftlichen Bande immer mehr. Daß durch die Ver-quickung mit Polen und Augusts des Starken Verschwendung finanziell zerrüttete Kursachsen trat vor dem Hohenzollern- und Welfenstaat in den Hintergrund.

Durch die Schuld seines Fürsten war auch Bayern von der alten Höhe herabgesunken. Lediglich um seines persönlichen und dynastischen Ehrgeizes willen hatte Max Emanuel an der Seite Ludwigs XIV. sein widerstrebendes Land in den Spani- schen Erbfolgekrieg hineingerissen und es zum Kriegsschauplatz zwischen Franzosen, Österreichern und Engländern gemacht. Das Ergebnis war eine zehnjährige Okkupation durch die Kai- serlichen, Bauernaufstände, nach Tausenden zählende Blut- opfer und eine völlige Verarmung. Noch nach dem Rastatter Frieden hat der Kurfürst einen Austausch Bayerns gegen die österreichischen Niederlande betrieben. Daß bevorstehende Er- löschen des habsburgischen Mannesstammes und die Vermäh- lung seines Kurprinzen mit einer Tochter Kaiser Josefs I. er- öffneten ihm jetzt Aussichten auf die Durchsetzung der alten bayrischen Erbansprüche auf Österreich und auf die Erringung der Kaiserkrone für sein Geschlecht. Die 1724 durch eine Haus- union geeinigten katholischen Wittelsbacher verfügten über nicht weniger als vier Stimmen im Kurkollegium: neben Bayern und Kurpfalz, die 1685 an die Neuburger Linie ge- fallen war, besetzten sie seit 1583 regelmäßig Köln, und von 1716 bis 1729 hatte ein Pfälzer auch den Erierer Stuhl inne. Wittelsbacher Fürsten beherrschten den größten Teil des katho-

lischen Deutschland. Es ist kein Wunder, daß unter diesen Umständen der jahrhundertalte Gegensatz zu Habsburg trotz aller Annäherungen nicht gemildert wurde.

Indes auch das Erzhaus stieg noch höher hinan. Zur Unterstützung der von der Pforte hart bedrängten Republik Venedig zog es 1716 aus neue gegen die Türken zu Felde. Während die Venetianer Kreta und den Peloponnes verloren, erlangte der Kaiser in dem Frieden von Passarowitz (1718) zu den Erwerbungen von 1699 das Banat von Temesvar, Serbien und Teile der kleinen Walachei hinzu. Uebermals hatte er den Erfolg den Siegen Prinz Eugens zu danken, der als Feldherr und als Staatsmann zu den Begründern des Habsburgerreiches gehört. Um dieselbe Zeit wurde der Kampf mit Philipp V. von Spanien ausgetragen, nicht durch die Waffen, sondern durch die europäische Diplomatie. Er drohte den allgemeinen Krieg wieder zu entzünden, als des Bourbonen zweite Gemahlin, die ehrgeizige Italienerin Elisabeth Farnese und ihr Günstling Alberoni im bourbonischen und nationalitalienischen Interesse die Verjagung der Oesterreicher von der Apenninenhalbinsel betrieben und sowohl mit Karl XII. wie mit den Jakobiten in Schottland Beziehungen anknüpften. Deshalb griff eine Quadrupelallianz der Großmächte ein und erzwang 1720 den Ausgleich, in dem der Kaiser definitiv auf Spanien verzichtete, Philipp V. anerkannte und von Savoyen die Insel Sizilien gegen das wertlosere Sardinien eintauschte. Damit verfügte Karl VI. über einen Hausbesitz, wie er vor ihm nur unter Karl V. und später nicht mehr erreicht wurde. Er erstreckte sich in geschlossener Masse von der Schweizer Grenze bis zur Adria, die Niederlande eröffneten den Zutritt zur Nordsee und zum Atlantischen Ozean, Neapel und Sizilien zum Mitteländischen Meer, der Breisgau, Mailand und Mantua gewährten eine feste Position am Oberrhein und in Oberitalien. Habsburg war zugleich eine deutsche, eine italienische und eine Balkanmacht. Allerdings mußte sich schon damals die Frage erheben, ob die Monarchie diesen ungeheuren Länderkomplex behaupten und den verschiedenartigen und zum Teil entgegengesetzten Aufgaben gerecht werden könne, oder ob sie nicht selbst ihre Kräfte damit zersplittern und aufreiben müsse.

Auf das gewaltige Ringen der letzten Jahrzehnte folgte jetzt wegen der allgemeinen Uebspannung und Erschöpfung eine Periode verhältnismäßiger Ruhe. Freilich fehlte es nicht an Konfliktstoff. Der englisch-französische Gegensatz war ebensowenig erloschen wie der bourbonisch-österreichische. Durch seine merkantilen Pläne, besonders durch die Errichtung der Handelsgesellschaft von Ostende, rief Karl VI. die Eifersucht und Gegnerschaft der Seemächte hervor, in Norddeutschland drohte ein kriegerischer Zusammenstoß zwischen den Hohenzollern und Welfen. Und mit dem allem verquidete sich das Bemühen des söhnelosen Kaisers, seinem neuen Hausgesetz, der Pragmatischen Sanction, die die Unteilbarkeit des Gesamtreiches und die weibliche Erbfolge in seiner Deszendenz festlegte, die Garantie Europas zu verschaffen. Daß trotzdem schwere Erschütterungen zunächst vermieden wurden, war vor allem der Friedenspolitik des einstweilen gefättigten England und des durch Ludwig XIV. und die Mißwirtschaft der Regentschaft ruinirten französischen Staates zuzuschreiben. Der Gedanke eines dauernden Friedens und eines europäischen Völkerbundes, den der Abbé von St. Pierre ungedrossen predigte, sollte durch große Kongresse in die That umgesetzt werden. Die Welt erlebte jetzt eine ganze Reihe solcher Versammlungen und auf ihnen die jähesten und überraschendsten Veränderungen der Allianzverhältnisse, ja sogar einen zeitweiligen Zusammenschluß der beiden Erbfeinde England und Frankreich.

Jedoch zur Beseitigung des Krieges erwiesen sich die Kongresse auch damals als unfähig. Die lange drohende Entladung erfolgte, als nach dem Tode Augusts des Starken (1733) Rußland im Bunde mit dem Kaiser in Polen die Wahl von Augusts gleichnamigem Sohn erzwingen wollte, Frankreich dagegen durch die Erhebung von Ludwig XV. Schwiegervater Stanislaus Leszczyński seinen alten Einfluß in der Adelsrepublik wiederherzustellen trachtete. Es hatte sich die Waffenhilfe Spaniens und Savoyens gesichert, während das Deutsche Reich dem Kaiser beistand. In diesem Kriege sind zum ersten Male russische Truppen am Rhein erschienen. Im Osten siegte Rußland, Polen sank immer mehr zu seinem Vasallenstaat herab, aber im Westen wußte die geschickte Diplomatie des Rarbi-

nals Fleury die Niederlage auszugleichen durch die Anwartschaft auf Lothringen, das alte Ziel der französischen Ausdehnungspolitik. Es war nach dem Urteil Ranke's keine große Handlung, aber ein großes Ereignis. Der zum Gemahl der Kaisertochter Maria Theresia ausersehene Herzog Franz Stefan von Lothringen mußte sein Stammland Stanislaus Leszczyński überlassen, von dem es dereinst sein französischer Schwiegersohn erben sollte, und dafür das gerade verwaisete Großherzogtum Toskana übernehmen. Wie Karl VI. schon vorher der Pragmatischen Sanktion zuliebe die aufblühende Ostender Handelskompanie preisgegeben hatte, so erkaufte er jetzt die Anerkennung durch die Bourbonenhöfe mit der Abtretung von Neapel und Sizilien an Don Karlos, den Sohn Philipp's V. und der Elisabeth Farnese; Savoyen gewann aus dem mailändischen Besitz Novarra und Tortona. Der Versuch, sich für diese Verluste durch Eingreifen in den Russisch-Türkischen Krieg schadlos zu halten, führte 1739 zur Einbuße Serbiens und der kleinen Walachei und damit zu einem weiteren Rückgang der österreichischen Macht. Vergebens hatte Prinz Eugen vor der Überschätzung der papiernen Garantien gewarnt und betont, daß die sicherste Bürgschaft für die weibliche Erbfolge in geordneten Finanzen und einer starken Rüstung liege. Aber gerade sie wurden unter Karl VI. beinahe sträflich vernachlässigt. Gleichzeitig entfremdete er sich seinen willfährigsten Bundesgenossen Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Während er sonst vor keinem Opfer für die Pragmatische Sanktion zurückschreckte, zog er sich durch seine schroffe Abweisung der Ansprüche, die dieser bei dem bevorstehenden Erlöschen des Neuburger Hauses auf das Herzogtum Berg erhob, in dem vortrefflich organisierten norddeutschen Militärstaat den gefährlichsten Gegner selbst heran.

Der Nachfolger des Großen Kurfürsten, Friedrich I., hatte zwar durch die Königskrone und die verständnisvolle Pflege von Kunst und Wissenschaft seinem Lande äußeren Glanz verliehen, aber mit seinem üppigen Hofhalt und der Günstlingswirtschaft nicht nur die Finanzen, sondern die gesamte Staatsverwaltung in Unordnung gebracht. Seine Reformen waren mehr tastende Versuche und Experimente gewesen. Die von sei-

98 VIII. Der Nordische Krieg. Von Ludwig XIV. zu Friedrich d. Gr.
nem Vater begründete überragende Stellung der Herrscher-
gewalt war im wesentlichen gewahrt, jedoch nicht weiter aus-
gebaut worden. Das hat erst sein Sohn Friedrich Wilhelm I.
getan. Seine unermüdlige Arbeitskraft und ausschließliche
Hingabe an Heer und Verwaltung, sein praktischer Blick und
Ordnungssinn, seine Sparsamkeit und unerbittliche Strenge
gegen sich und seine Untertanen machten ihn zum „größten
inneren König Preußens“. Er hat das Werk des Großen Kur-
fürsten vollendet und den Absolutismus wie den Militär- und
Beamtenstaat geschaffen.

Mit der Einsetzung des Generaldirektoriums, zu dem er 1722
das Generalkriegskommissariat mit der obersten Domänenbe-
hörde zusammenlegte, wurde die Staatsverwaltung wirklich zen-
tralisiert. Entsprechend wurden in den Provinzen die Kriegs-
kommissariate und Amtskammern als Kriegs- und Domänen-
kammern vereinigt, ebenfalls mit kollegialischer Verfassung. Das
Generaldirektorium, für das der König selbst die Instruktion
entwarf, wurde die oberste Verwaltungsbehörde des Gesamt-
staates. Selbständig daneben standen das Kabinettsministe-
rium für die auswärtigen Angelegenheiten und das Justiz-
departement für Justiz und Kultus. Den Mittelpunkt der ge-
samten Staatstätigkeit bildete der König selbst. In seinem Ka-
binett liefen alle Fäden zusammen, von hier aus regierte er in
vollendeter Selbstherrschaft. Durch sein Vorbild prägte er dem
preußischen Beamtentum einen neuen Geist ein: es diente aus
Pflicht und nicht aus Eigennutz gegen kärglichen Gehalt dem
König und in ihm dem Staat. Friedrich Wilhelm hat seine Be-
amten und sein ganzes Volk zur Arbeit erzogen. Ohne ihn ist
das „Preußentum“ undenkbar.

Mit der überkommenen Schuldenwirtschaft räumte er end-
gültig auf, die Einnahmen wurden steigend vermehrt und noch
dazu seinem Sohn ein Staatsschatz von annähernd acht Mil-
lionen Thalern hinterlassen. Der Erhöhung der Einkünfte
diente auch seine merkantilistische Wirtschaftspolitik, zumal die
großzügige innere Kolonisation und die Fürsorge für die In-
dustrie.

Durch diese Finanzreform hat Friedrich Wilhelm I. sein
Heer auf eigene Füße stellen können und es der beschämenden

Notwendigkeit überhoben, sein Dasein von den Subsidien fremder Mächte zu fristen. Er brachte die Armee von 40 000 auf 80 000 Mann und bildete sie zugleich innerlich um, einmal durch eine einheitliche Instruktion, strenge Zucht und Disziplin und sorgfältigen Drill und vor allem durch die Umgestaltung des Offizierkorps. Es wurde von allen unsauberen Elementen gereinigt und nicht ohne Zwangsanwendung grundsätzlich aus dem einheimischen Adel zusammengesetzt. Hiermit fettete der König den Adel, ähnlich und stärker noch als das Beamtentum, durch ein persönliches Treuverhältnis an den Träger der Krone und an den Staat. Zur Ergänzung der Mannschaften wurde neben der kostspieligen Werbung im Ausland die gewohnheitsrechtlich bestehende Zwangseinstellung von Bauernsöhnen stillschweigend geduldet und in dem sogenannten Kantonsystem einheitlich geregelt. Das Kantonsystem bedeutet keineswegs eine allgemeine Wehrpflicht, aber ihm lag doch das Prinzip zugrunde, daß jeder Untertan zur Verteidigung des Staates verpflichtet sei.

Nach außen hat Friedrich Wilhelm von der von ihm geschmiedeten Waffe keinen Gebrauch gemacht. Er hat keine Machtpolitik getrieben. Die internationale Geltung Preußens sank zumal in seinen letzten Jahren stark. Die auswärtige Politik war nicht seine Sache, allen Konflikten ging er trotz anfänglichen Aufwallens ängstlich aus dem Wege. Darum war es der geschickten und skrupellosen Wiener Diplomatie ein leichtes, ihn in ihr Schlepptau zu bringen. Erst als er am Ende seines Lebens das tückische Doppelspiel Karls VI. in der bergischen Frage erkannte, wandte er sich von ihm ab und Frankreich zu, das ihm jedoch ebensowenig eine Vergrößerung am Rhein gönnte wie der Kaiser.

Der Streit um Jülich-Berg deutete auf neue Erschütterungen in Deutschland, und die Reibungen zwischen Schweden und Rußland sowie der 1739 entbrennende englisch-spanische Krieg drohte sie zu einem europäischen Zusammenstoß zu erweitern. Da eröffnete der Tod des letzten Habsburgerß am 20. Oktober 1740 die österreichische Erbfolge. Fünf Monate zuvor war in Berlin Friedrich II. seinem Vater gefolgt.

Auch im Geistesleben hatte sich ein Umschwung vollzogen,

auch hier kündigt sich eine neue Epoche an. Mit dem politischen Übergewicht Ludwigs XIV. war auch das kulturelle seines Hofes gebrochen. Schon zu seinen Lebzeiten wandten sich Fénelon, der Abbé von St. Pierre und der ganze Kreis des Herzogs von Burgund gegen die Überspannung des Absolutismus und der Kriegs- und Eroberungspolitik, der Marschall Vauban und Boisguillebert leiteten eine Reaktion gegen Colberts Merkantilismus ein. In der Kunst löst das zierlich gefällige Rokoko den starren, pathetischen Barockstil ab, und in der Literatur gewinnt die Opposition gegen den Klassizismus und den Zwang der Regel sichtbar an Boden. Die höfische Kultur wird an Wirkung und Bedeutung weit überstrahlt von den Emigranten in Holland, die durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes wertvollen Zuwachs erhalten und in dem Skeptiker und Kritiker Pierre Bayle einen Bahnbrecher der Aufklärung unter sich hatten.

Jedoch die eigentliche Heimat der neuen Geistesrichtung ist nicht Frankreich, sondern England, das jetzt auch hierin dem Nebenbuhler die Vorherrschaft streitig macht. Hier war das naturwissenschaftlich-mechanistische Denken begründet worden, Deisten und Moralphilosophen wenden es nun auch auf Religion und Sittlichkeit an und suchen sie von den kirchlichen Dogmen zu befreien und auf eine natürliche vernunftgemäße Grundlage zu stellen. Die Revolution von 1688 hatte dem Juredivino-Königtum in ganz Europa einen schweren Stoß versetzt und den alten Lehren von dem Staatsvertrag und der Volkssouveränität frische Nahrung zugeführt. Auf allen Gebieten, in Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur lehnt sich eine individualistische Strömung gegen das überkommene Autoritätsprinzip auf.

Von England bringen diese Ideen nach Frankreich und finden hier einen empfänglichen Boden. In mancher Beziehung kann man von einer förmlichen „Anglomanie“ im 18. Jahrhundert reden. Französische Denker und Schriftsteller, vor allem Montesquieu und Voltaire bilden diese Anschauungen fort und verbreiten sie nicht allein im eigenen Lande, sondern über ganz Europa. Wiederum wird die französische Kultur Weltkultur, aber gerade die neuen Gedanken waren englischen,

nicht französischen Ursprungs, und von dem französischen Geist nur umgeprägt. Entstanden waren sie im Gegensatz zu der politischen und geistigen Hegemonie Frankreichs unter Ludwig XIV., und es ist bekannt, wie entscheidend sie zu dem großen Umsturz von 1789 beigetragen haben.

Sobiel äußeren Glanz und Ruhm die Regierung Ludwigs XIV. über Frankreich ausstrahlte, zum Segen hat sie dem Lande nicht gereicht. Eben darum ist sie in der französischen Geschichtsliteratur meist abfällig beurteilt worden. In jeder Beziehung, nach außen wie im Innern, hat der Sonnenkönig den Bogen überspannt. Der Gegenwirkung, die sein ungeheurer Druck erzeugte, ist unter seinen schwachen Nachfolgern das bourbonische Königtum erlegen. Schon das Zeitalter Ludwigs XIV. hat der Revolution die Wege bereitet.

Auch in der europäischen Politik und in dem europäischen Staatensystem hat es tiefgreifende und folgenschwere Wandlungen heraufgeführt. Das Übermaß und die Unerfüllbarkeit von Ludwigs Ansprüchen und die drohende französische Welt-herrschaft hatten schließlich alle Mächte, ungeachtet der Konfession, gegen Frankreich zusammengeschießt. An die Stelle der Hegemonie einer einzigen Macht war seit dem Utrechter Frieden das europäische Gleichgewicht getreten. Zwei der bisherigen Großmächte, Spanien und Schweden, hatten sich in dem gigantischen Ringen verblutet und schieden aus dem europäischen Areopag aus. Die beiden Kontinentalmächte Frankreich und Oesterreich sowie England hatten ihren Platz behauptet, Holland zählte nur noch als Handelsgroßmacht. Als Neuling war durch den Nordischen Krieg Rußland in den Kreis eingedrungen, und zu derselben Zeit schuf Friedrich Wilhelm I. von Preußen die Grundlagen, auf denen sein Sohn den Hohenzollernstaat zur europäischen Großmacht erhob.

Literatur.

Die Literatur über das Zeitalter Ludwigs XIV. ist so umfangreich, daß eine erschöpfende Aufzählung hier unmöglich ist und nur auf die wichtigsten Werte und letzten Erscheinungen hingewiesen werden kann. Für alles übrige vergleiche die Quellenkunden zur Weltgeschichte von Herre und zur deutschen Geschichte von Dahlmann-Waitz und die Sources de l'histoire de France.

Die neueste, knapp zusammenfassende Darstellung verdanken wir R. Koser, Staat und Gesellschaft zur Höhezeit des Absolutismus (in Hinnebergs Kultur der Gegenwart II 5, 1, 1908). Für Studium und Forschung grundlegend ist M. Imrich, Geschichte des europ. Staatensystems von 1660—1789 (im Handbuch der mittelalterl. und neueren Gesch. 1905, mit reichem Literaturnachweis). Die allgemeine politische Entwicklung in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. beleuchtet auch G. F. Preuß, Wilhelm III. von England und das Haus Wittelsbach im Zeitalter der spanischen Erbfolge I. (1904). Von Rankes Werken kommen die französische und englische Geschichte, die römischen Päpste und die großen Mächte (S. W. 24) in Betracht, von Weltgeschichten besonders Th. Lindner Bd. VI (1909), D. Schäfer, Weltgeschichte der Neuzeit (9. Aufl. 1920) und die Cambridge Modern History Bd. V (1908), von Kirchengeschichten R. Müller II 2 (1919). Eine Übersicht über die koloniale Entwicklung gibt G. Koloff, Geschichte der europäischen Kolonisation (1913).

Über Frankreich unter Ludwig XIV. ist die beste kritische Darstellung in der von E. Lavisse herausgegebenen Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution Bd. VII u. VIII 1 (1906/08) enthalten, größtenteils von Lavisse selbst verfaßt; daneben das ältere Werk von E. Rouffet, Histoire de Louvois (1862/64) und A. Sorel, L'Europe et la révolution française I (1885). Zum Merkantilismus: G. Schmoller, Das Merkantilssystem in seiner historischen Bedeutung (in Umriss und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- u. Wirtschaftsgeschichte 1898) und neuerdings F. R. Mann, Der Marschall Vauban u. die Volkswirtschaftslehre des Absolutismus (1914), sowie R. Zielenziger, Die alten deutschen Kameralisten (1914). Über Ludwigs XIV. deutsche Politik: B. Auerbach, La France et le St. Empire Romain-germanique 1648—1789 (1912); A. Schulte, Frankreich und das linke Rheinufer (1918); W. Plathhoff, Ludwig XIV., das Kaisertum und die europ. Krise von 1683 (in Histor. Zeitschr. Bd. 121).

Für Deutschland: das klassische Werk von B. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte von 1648—1740 (1892); nicht so wertvoll H. v. Zwiédineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gründung des preussischen Königtums (1887); ganz knapp D. Weber, Deutsche Geschichte 1648—1806 (1913). Zu einer allgemein deutschen Geschichte dieser Periode erweitert sich S. Metzler, Geschichte Bayerns Bd. VII u. VIII (1912/14). Zur Verfassungsgeschichte die

treffliche Arbeit von **F. Hartung**, Deutsche Verfassungsgeschichte vom 15. Jahrh. bis zur Gegenwart (in Meisters Grundriß der Geschichtswissenschaft 1914). Über die Publizistik besonders **J. Haller**, Die deutsche Publizistik in den Jahren 1668—1674 (1892) und **K. Hölscher**, Die öffentliche Meinung Deutschlands über den Fall Straßburgs (1896). Ein italienisches Urteil über Deutschland bringt **U. D. Meher** in den Quellen u. Forschungen aus Italien. Archiven IX. — Eine moderne Biographie Leopolds I. fehlt. Eine neue höchst wertvolle Quelle erschließt **U. Levinson** in den Nuntiaturreportagen vom Kaiserhofe Leopolds I. (im Archiv für österr. Gesch. Bd. CIII u. CVI). Aber seine Staatsmänner und Feldherren vgl. **U. F. Pribram**, Franz Paul Freiherr von Lisola (1894); **U. Schulte**, Markgraf Ludwig von Baden (1892); **U. von Arneth**, Prinz Eugen von Savoyen (*1864). Aber die Entwicklung in Ungarn vgl. jetzt **Szeffü**: Der Staat Ungarn (1918). — Über den Großen Kurfürsten neben den älteren Werken von **Drohsen**, **Prutz** und **Philippson** vor allem **U. Waddington**, Le grand Electeur Frédéric Guillaume de Brandebourg, La politique extérieure (1905/08); **D. Hinke**, Die Hohenzollern und ihr Werk (1915); **L. Tümpel**, Die Entstehung des brandenburgisch-preußischen Einheitsstaates im Zeitalter des Absolutismus (1915). Die wichtigste Quelle sind die Urkunden und Altensprüche zur Geschichte des Kurfürsten **Friedrich Wilhelm von Brandenburg** (1864 ff.). Das Bündnis **Friedrich Wilhelms** mit **Ludwig XIV.** untersucht **F. Fehling**, Frankreich und Brandenburg in den Jahren 1679/84 (1906), die Stellung zu **Polen** **H. Golub**, Der Große Kurfürst und Polen 1660/68 (Diss. Berlin 1914). Über die Staatsverwaltung **Friedrich Wilhelms I.** vor allem die *Acta Borussica* (1892 ff.).

Für England: **W. Michael**, Cromwell (1907); **Lodge**, Political history of England from the restoration to the death of William III. (1910); **W. Michael**, Englische Geschichte im 18. Jahrh. I². II (1920).

Für die Niederlande: **J. B. Blof**, Geschichte der Niederlande Bd. V (übers. von **Houtrouw** 1912).

Zur spanischen Erbfolge: das ganz vom französischen Standpunkt geschriebene Buch von **U. Legrelle**, La diplomatie française et la succession d'Espagne (*1895/99), dazu die Besprechung von **F. Meinecke** in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1890; **F. M. Mignet**, Négociations relatives à la succession d'Espagne (1835/42) und das bis 1710 reichende Werk **C. v. Noordens**, Europ. Geschichte im 18. Jahrh. (1870/82); **G. Turba**, Die Grundlagen der Pragmatischen Sanction (1912); **F. Feldmeier**, Die Achtung des Kurfürsten **Max Emanuel von Bayern** (im Oberbayerischen Archiv 1914). Aber das Gleichgewicht: **E. Käber**, Die Idee des europ. Gleichgewichts in der publizistischen Literatur vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrh. (1907).

Über den Nordischen Krieg: **F. Carlsson**, Sveriges Historia Bd. VI u. VII (übers. von **Petersen** 1887); **H. Hjærne**, Karl XII. Einige Umrisse seiner Laufbahn (in Internat. Monatschrift 1918).

Namenregister.

Die immer wieder vorkommenden Ländernamen Frankreich, Deutschland, Brandenburg usw. sind nicht angeführt.

- Aachen, Friede von** (1668) 32, 79
Aegina 77
Ägypten 30
Äthiopien 10
Alberoni 95
Alejev, Jar von Rußland 21
Alttranstätt, Vertrag von (1706/07) 91
Amsterdam 17, 33, 34
Anna, Königin von England 66, 87
Anne d'Autriche, Königin von Frankreich 11
Antwerpen 17
Aragonien 79, 86
Armenien 78
Artois 12
Asov 77
Aubery 41, 79
Auerberg, Fürst von 42
Augsburg, Liga von 74
August der Starke s. Friedrich August
Avesnes 12
- Baden, Friede von** (1714) 88
Barbados 10
Bayern 34, 38—40, 42, 73, 74, 85, 94
Bayle, Pierre 100
Becher, Johann Joachim 38
Belgien s. span. Niederlande
Belgrad 73
Berlin 52
Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar 11
Besancon 44
- Blake, Admiral** 17, 19
Blefinge 21
Böhmen 58
Boileau 29
Boisguillebert 100
Bombay 62
Bornholm 21
Bossuet 29, 69
Bourbon, Haus 7, 88
Boyle, Robert 67
Bohnefluß, Schlacht am (1690) 65
Brabant, Provinz 31
Brasilien 18, 19
Braunschweig-Lüneburg 39, 64
Breda, Friede von (1667) 33, 62
Breisach 12, 44, 76
Breisgau 95
Bremen, Herzogtum 17, 19, 92
Bresse 7
Brieg 57
Brüssel 80
Bugey 7
Burnet, Bischof 67
- Calderon** 79
Calixtus, Georg 37
Cambray 35
Cammin 48
Carlos, Don, Sohn Philipps V. von Spanien 97
Carlswik, Friede von (1699) 77, 78
Carolina 63
Casale 76
Cassan, Jaques de 30
Cervantes 79
Christian V., König von Dänemark 72
- Christine, Königin von Schweden** 20, 53
St. Christoph 10
Clarendon, Lord of 67
Colbert, Jean Baptiste 25—28, 30, 32, 68, 69, 100
Comenius, Amos 38
Condé, Prinz von 27
Conring, Hermann 37
Conti, Prinz von 78
Corneille 29
Cromwell, Oliver 14—19, 23, 60, 62, 85
Cromwell, Richard 60
- Dänemark** 19, 20—22, 31, 35, 72, 83, 84, 90, 91, 92
Descartes, René 29, 33
Diedenhofen 12
Dover, Vertrag von (1680) 62
Drontheim 21
Dunbar, Schlacht bei (1650) 15
Dünkirchen 17, 62, 87
- Elisabeth, Königin von England** 12, 13, 62
Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans 72
Elisabeth Farnese, Königin von Spanien 95, 97
Elfaß 11, 12, 36, 44, 76, 88
Erfurt 31
Ernst August, Kurfürst von Hannover 39
Ernst der Fromme, Herzog von Sachsen-Gotha 40

- Estland** 19, 92
Eugen, Prinz von Savoyen 77, 85, 86, 95, 97
Fehrbellin, Schlacht von (1675) 54
Fénélon 100
Ferdinand I., deutscher Kaiser 58
Ferdinand III., deutscher Kaiser 42
Fleury, Cardinal von 97
Florida 63
Franche-Comté s. Freigrafenschaft
Franz I., König von Frankreich 22
Franz Stefan, Herzog von Lothringen (als deutscher Kaiser Franz I.) 97
Freiburg 35, 76
Freigrafenschaft (Franche-Comté) 8, 35
Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg 46
Friedrich I., König von Preußen (Kurfürst Friedrich III.) 57, 72, 78, 84, 97
Friedrich II., König von Preußen 99
Friedrich IV., König von Dänemark 91
Friedrich III., deutscher Kaiser 59
Friedrich August (August der Starke), Kurfürst von Sachsen, König von Polen 78, 90, 91, 92, 94, 96
Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 21, 34—35, 46 ff., 93
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 56, 93, 97—99, 101
Friedrichshall 92
Fünen 21
Fürstenberg, Wilhelm Egon, Graf von, Bischof von Strahburg 73
Galen, Christoph Bernhard von, Bischof von Münster 34
Geldern, Oberquartier von 88
Genf 7
Georg I., König von England 94
Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 48
St. Germain, Frieden von (1679) 35, 54
Germersheim 72
Gertruidenburg 86
Gibraltar 17, 85, 87
Göttingen 94
St. Gotthard, Schlacht von (1664) 43
Gottorp, Herzöge von 90, 91, 92
Graubünden 11
Grimmelshausen 37
Groß-Friedrichsburg 55
Guadeloupe 10
Guayana 10
Gustaf II. Adolf, König von Schweden 6, 11, 19, 20
Habsburg, Haus 5, 6, 8, 12, 35, 41—42, 46, 57, 59, 60, 94, 95
Halberstadt 48
Halland 21
Halle 37, 40
Hamburg 72
Hannover 39, 84, 87, 92, 93, 94
Heinrich IV., König von Frankreich 5, 7, 8, 9, 23, 70
Heinsius, holländischer Ratspenfionarius 84
St. Helena 19
Helmstedt 37
Hessen 39, 64, 84
Hildesheim 73
Höchstädt, Schlacht von (1704) 86
Holstein 21, 90
Hünigen 72
Huygens, Christian 33
Indien 6, 85
Ingermannland 19, 92
Irland 14—16, 65
Italien 12, 35, 82, 84, 88
Jägerndorf 57
Jakob I., König von England 12, 13, 66
Jakob II., König von England 61, 63, 64, 66, 71
Jamaika 17
Johann Georg III., Kurfürst von Sachsen 72
Johann Kasimir, König von Polen 20, 22
Johann Philipp, Kurfürst von Mainz 39, 80
Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg 48
Johann Sobieski, König von Polen 58, 78
Johann Wilhelm, Kurfürst von der Pfalz 76, 78
Josef I., deutscher Kaiser 59, 87, 92, 94
Josef Ferdinand, Kurfürst von Bayern 80, 82
Josef Clemens, Kurfürst von Köln 73, 88
Jülich-Berg 50, 99
Jülich-Kleve 8
Kalkstein, Oberst von 50
Kamentec 77

- Kanada** 10, 26, 89
Kap der guten Hoffnung 33
Kara Mustafa, türk.
Großvezier 45, 58
Kardis, Vertrag von
(1661) 21
Karelien 19, 92
Karl V., deutscher Kaiser 72, 78, 82, 87
Karl VI., deutscher Kaiser 82, 86, 87, 88, 89, 95, 96, 97, 99
Karl I., König von England 13—15, 60
Karl II., König von England 15, 60—63, 67
Karl V., Herzog von Lothringen 35, 59
Karl III., König von Spanien 79, 80, 83, 84
Karl, Kurfürst von der Pfalz 72
Karl X. Gustaf, König von Schweden 20—23, 53
Karl XI., König von Schweden 91
Karl XII., König von Schweden 83, 84, 91, 92, 93, 95
Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz 40
Kastilien 79
Katalonien 11, 12
Kehl 46, 76
Kiew 22
Kleve-Mark 47, 50, 51
Köln 34, 72, 73, 74, 85, 94
Königsberg, Vertrag von (1656) 52
Köprlik, Achmed 58
Kopenhagen 21
Krafau 20
Kreta 58, 95
Kroatien 77
La Fontaine 29
La Hozue, Schlacht von
(1692) 75
Landau 72, 88
La Salle 27
Laud, William, Erzbischof von Canterbury 14
Lauenburg 94
Lautern 72
Lebrun 29
Leibniz, Gottfried Wilhelm 30, 37, 41
Leiden, Universität 33
Le Notre 29
Leopold I., deutscher Kaiser 42—43, 46, 49, 53, 58, 59, 75, 80, 84, 86
Lesczynski, Stanislaus 91, 96, 97
Le Tellier 25
Leveau 29
Liegnitz 57
Lille 32
Limerick 65
Lionne, Hugues de 25, 44
Liola, Franz Paul, Freiherr von 42, 43, 73
Livland 19, 21, 90, 92
Lobkowitz, Fürst von 42
Locke, John 65, 67
London 14
Lopez de Vega 79
Lothringen, Herzogtum 12, 35, 43, 76, 82, 97
St. Louis, Fort an der Senegalmündung 10
Louistana 27
Louvois 25, 32, 44, 70, 72, 75
Ludwig, Markgraf von Baden 59, 75, 77
Ludwig, Herzog von Burgund 100
Ludwig II., König von Böhmen u. Ungarn 58
Ludwig XIII., König von Frankreich 9, 11, 24
Ludwig XIV., König von Frankreich 6, 7, 11, 12, 23 ff. passim
Ludwig XV., König von Frankreich 99
Lüttich 73
Lulli, Komponist 29
Luxembourg, Marschall von 27
Luxemburg 46
Madrid 35
Magdeburg 48
Mailand 82, 83, 87, 95, 97
Maintenon, Frau von 70
Mainz 22, 31, 84
Malherbe, franz. Dichter 29
Malplaquet, Schlacht von (1709) 86
Mancini, Olympia 77
Mansart, Architekt 29
Mantua, Herzogtum 11, 84, 88, 95
Maria II., Königin von England, Gemahlin Wilhelms III. 64
Maria Antonia, Kurfürstin von Bayern 80
Maria Medici, Königin von Frankreich 9
Maria Stuart, Königin von Schottland 13
Maria Theresia, Kaiserin von Österreich 97
Maria Theresia, Infantin von Spanien, Königin von Frankreich 12
Maria Luise von Nevers-Gonzaga, Gemahlin König Johann Kasimirs v. Polen 22
Marlborough, Herzog von 85, 86, 87
Martinique 10

- Marstonmoor, Schlacht bei (1644) 14
 St. Maure, Benediktinerkongregation von 29
 Max Emanuel, Kurfürst von Bayern 59, 72, 73, 78, 80, 85, 88, 94
 Maximilian I., Kurfürst von Bayern 39
 Maximilian Heinrich, Kurfürst von Köln 72, 73
 Mazarin (Mazarini), Giulio, Cardinal von 5, 11—12, 17, 21—23, 24, 30, 42, 47, 48, 77, 79
 Mazzeppa, Kojatenhetman 92
 Mecklenburg 40, 93
 Mendoza 79
 Mez 10, 12, 44
 Milton, John 68
 Minden 48
 Minorca 85, 87
 Mohács, Schlacht von (1526) 58; Schlacht von (1687) 59
 Molière 29
 Monk, General 60
 Montesquieu 67, 100
 Moskau 92
 Moskowiter f. Rußland
 Münster 33, 44, 73
 Murillo 79

 Nantes, Edikt von (1598) 7, 56, 70, 71, 84, 100
 Narwa, Schlacht von (1700) 91
 Naseby, Schlacht von (1645) 14
 Neapel 82, 87, 95, 97
 Neuburg, Haus 42, 50, 76, 94, 97
 Neuenburg, Fürstentum 88
 Neufundland 87
 Neu-Niederland 18
 Neuschottland 87
 New Jersey 62
 New York (Neu-Amsterdam) 62
 Newton, Isaac 67
 Niederlande, spanische 8, 12, 30—32, 45, 80, 82, 84, 87, 89, 94, 95
 Nordamerika 13, 27, 62, 63, 85
 Nördlingen, Schlacht von (1634) 11
 Novara 97
 Nyborg 21
 Nymwegen, Frieden von (1679) 35, 43, 54, 79

 Ofen 59
 Oliva, Frieden von (1660) 21, 53
 Opitz, Martin 37
 Orange, Fürstentum 76
 Oranien, Haus 33, 48
 Ostende 96, 97
 Ostpreußen 21, 47, 50, 51, 52, 53, 56
 Oudenaarde, Schlacht von (1708) 86

 Paris 30, 35, 46, 74
 Passarowitz, Friede von (1718) 95
 Patkul, Reinhold 90, 91
 Peloponnes 77, 95
 Penn, William, Quäkerführer 63
 Pennsylvanien 63
 Perrault 29
 Peter der Große, Zar von Rußland 77, 90, 91, 92, 93
 Petersburg 92
 Pfalz 20, 39, 72, 73, 74, 75, 76, 85, 94
 Philipp, Herzog von Orleans 72
 Philipp II., König von Spanien 7, 8, 72, 79, 88
 Philipp IV., König von Spanien 12, 23, 30, 31, 80
 Philipp V. (von Anjou), König von Spanien 83, 86, 87, 88, 89, 95, 97
 Philippsburg 12, 76
 St. Pierre, Abbé von 96, 100
 Pinerolo 11, 12, 76
 Podolien 58, 77
 Polen 19—22, 31, 45, 46, 50, 53, 58, 59, 77, 78, 83, 90, 91, 92, 93, 96
 Poltawa, Schlacht von (1709) 92
 Pommern 48, 53, 54, 55, 56, 90, 92
 Pomponne 44
 Pondichery 27
 Port Mahon 88
 Port Royal 85
 Portugal 6, 11, 17, 32, 62, 84, 85
 Potsdam, Edikt von (1685) 56
 Preßburg, Reichstag von (1677/78) 59
 Pufendorf, Samuel 37
 Pyrenäenfriede (1659) 12, 21, 35, 75
 Quebeck 27

 Racine 29
 Ramillies, Schlacht von (1706) 86
 Rastatt, Friede von (1714) 88, 94
 Ratze 38
 Regensburg, Waffenstillstand von (1684) 46, 56, 72
 Rembrandt 33
 Richelieu, Armand du Pleßis, Cardinal von

- 5, 6, 9—11, 24, 26, 30,
 34, 70
 Riga 91
 Rigaud 29
 Rijswijk, Friede von
 (1697) 76, 77, 84, 87,
 88
 Roeskilde, Frieden von
 (1658) 21
 Roth, Hieronymus 50
 Roussillon 8, 12
 Rügen 19, 92
 Rußland 19, 77, 78, 83,
 90—93, 96, 97, 99, 101
 Ruyter, de, holländ.
 Admiral 34, 62

 Saarbrücken 44
 Sachsen 39, 40, 42, 47,
 48, 84, 91, 92, 94
 Saluzzo, Markgraf-
 schaft 7
 Santa Cruz, Schlacht
 von (1657) 17
 Sardinien 82, 88, 95
 Savoyen 7, 75, 76, 84,
 88, 95, 97
 Schlesien 57, 92
 Schleswig 21, 92
 Schonen 21, 92
 Schottland 13—16, 65,
 85, 86, 95
 Schwiebus 57
 Serbien 95, 97
 Shaftesbury, engl. Mi-
 nister 62
 Siebenbürgen 58, 59, 77
 Simmern 72
 Sizilien 82, 88, 95, 97
 Slabonten 59, 77
 Smith, Adam 26
 Smolensk 22, 92
 Sophie, Kurfürstin von
 Hannover 66
 Spinoza, Baruch 33
 Sponheim 44, 72

 Starbemberg, Rüdiger
 von 58
 Stettin 19, 21, 56, 93
 Stockholm, Friede von
 (1720/21) 93
 Strafford, Thomas
 Wentworth, Earl of 14
 Stralsund 21, 92
 Straßburg 10, 45, 46,
 56, 76, 88
 Stuart, Haus 12—15,
 18, 31, 64, 66, 71, 76,
 84, 85
 Sully, Maximilian von
 Bethune, Herzog von 8
 Szlankamen, Schlacht
 von (1691) 77

 Tanger 62
 Temesvar, Banat von
 77, 95
 Thomastius, Christian 37
 Tököly, Graf Emme-
 rich von 58
 Tortona 97
 Toskana 88, 97
 Toul 12, 44
 Toulon 86
 Traventhal, Friede von
 (1700) 91
 Trier 44, 84, 94
 Turenne 27
 Turin, Schlacht von
 (1706) 86

 Ukraine 58, 77, 92
 Ungarn 31, 35, 43, 45,
 58, 59, 60, 72, 77, 78,
 86, 91
 Utrecht, Friede von
 (1713) 87, 88, 89, 92,
 101

 Valenciennes 32
 Valois, Haus 7, 22
 Vauban, Marschall 27,
 100

 Velasquez 79
 Veldenz, Grafschaft 44
 Venedig 58, 59, 77, 95
 Verden, Herzogtum 17,
 19, 92
 Verdun 12, 44
 Versailles 29, 40, 67
 Verbins, Friede von
 (1598) 7
 Voltaire 100
 Vorpommern 48, 56,
 92, 94
 Vosslem, Frieden von
 (1693) 54

 Walachei 95, 97
 Warschau 20, 21, 53,
 54, 78
 Wehlau, Vertrag von
 (1657) 53
 Westfälischer Friede
 (1648) 5, 12, 19, 21,
 22, 38, 39, 44, 48, 75
 Westindien 27
 Wettin, Haus 78
 Wien 45, 46, 54, 58,
 72, 80, 99
 Wilhelm II. von Ora-
 nien 18
 Wilhelm III. von Ora-
 nien, König von Eng-
 land 34, 63ff., 71, 74,
 75, 76, 77, 82, 84, 85
 Wismar 19, 92
 Witt, Jan de, hollän-
 discher Ratspensiona-
 rius 33, 34, 38
 Wohlau 57
 Wolff, Christian 37
 Worcester, Schlacht von
 (1651) 15
 Württemberg 39, 40, 44

 Zenta, Schlacht von
 (1697) 77
 Zweibrücken, Grafschaft
 44